tungsideale sind. Man war christlich getauft, aber man lebte nach dem Vorbild Dietrichs von Bern.“ Vor allem ist die Überlieferung der germanischen Heldensage spürbar im bayerisch-österreichischen Raum, wo wir in der Sagenwelt als Lieblingsgestalt Dietrich von Bern finden. Im 12. Jahrhundert setzt der Kampf des Christentums gegen diese Gestalt und die germanischen Werte überhaupt ein. Aber selbst Dichtungen wie das Rolandslied des Pfaffen Konrad, das um 1170 in Regensburg entstand, sind trotz ihrer christlichen Tendenz zugleich Zeugnisse für das germanische Heldentum, das, obwohl es abgelehnt wird, auch hier mitunter treffend geschildert wird. Eingehend zeigt der Verfasser das Gegeneinander von germanischer und römisch-christlicher Haltung in dieser Dichtung auf. — **Odal,** 7. Jahrgang, Heft 12, 1938, Otto Huth, **Das Haus als Heiligtum.** Der Verfasser schildert das Fortleben verschiedener germanischer Sinnbilder im deutschen Bauernhause. Dargestellt wird vor allem die Bedeutung des Herdfeuers, die Giebelzeichen als Sinnbilder der göttlichen Zwillinge und die Rolle der Hausschlange. „Eine Geschichte des Hauses ist ein Stück Frömmigkeitsgeschichte. Eins dürfte aus unseren Betrachtungen sich ergeben: Die Entwicklung aus den einfachsten Anfängen, dem Einraumhaus der Steinzeit, und dem diesen noch nahestehenden Bauernhaus bis zu den städtischen Bauten ist gewiß in mancher Hinsicht ein Fortschritt, aber dieser Fortschritt wurde erkauft um den Preis inneren Lebens. Die Sinnbilder leben nur in dem Haus auf eigenem Boden, in dem die Ahnen gegenwärtig sind, und nur hier auch gedeiht die Rasse. So wird denn immer der Satz gelten: Das Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes.“ — **Zeitschrift für Volkskunde,** Neue Folge, Band 9, Heft 3, 1938. Max Rumpf, **Das wohlgeordnete alte bäuerliche Leben.** Das Bauerntum in seinem ursprünglichen Zustand hat seine eigene Ordnung in sich, die ihm nicht von außen gebracht werden braucht. Diese bäuerliche Lebensordnung ist aufs tiefste verbunden mit der großen Ordnung der Natur. „Nach dem Wachstumsjahr, nach Ruhe, Aussaat, Keimen und Erntereife auf dem Acker aber richtet sich schließlich alles übrige Leben auch in Haus und Hof, in Familie und Wirtschaft. Und weil dem so ist, und weil die Natur, die himmlische sowohl wie die organische, von sich aus streng auf gute Ordnung hält, so teilt sich von hier aus ganz leise und unvermerkt Ordnung höchst wohltätig auch dem ganzen Arbeits- und Gemeinschaftsleben fest siedelnder alter Bauern und Dorfleute mit.“ — Bruno Schier, **Der Bienenstand in Mitteleuropa,** 2. Teil. Schier setzt seinen wichtigen Aufsatz fort, über dessen ersten Teil wir bereits berichtet haben. Die Biene ist in Nordosteuropa eines der ältesten „Haustiere“ des Menschen. Die planmäßige Bienenzucht ist seit alter Zeit in den Wäldern des germanisch-slawischen Siedlungsgebietes beheimatet. An ihr sind außer indogermanischen auch finnisch-ugrische Stämme beteiligt. Sobald gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends die germanischen Stammesgesetze aufgezeichnet wurden, finden wir in ihnen ein Bienenrecht klar ausgeprägt, welches eine hochentwickelte Bienenzucht beweist. — **Zeitschrift für Mundartforschung** (Teutonista), Jahrgang 12, Heft 2. Gilbert Trathnigg, **Gesellennamen.** Mit den Bräuchen bei der Aufnahme in die Zunft, die letzten Endes eine sinnbildliche Wiedergeburt bedeuten, hängt es zusammen, daß die Gesellen als gleichsam neu geboren neue Namen bekamen, die zum Unterschied zu den Taufnamen „Schleifnamen“ heißen. Diese Bezeichnung leitet sich her vom sog. Schleifen, „Stoßen vom Schemel“, das zu den erwähnten Aufnahmebräuchen gehörte. Trathnigg gibt eine große Anzahl von Belegen für Schleifnamen, die er vor allem einem Zunftbuch der Wiener Neustädter Schmiede aus den Jahren 1612—1766 entnimmt. Ein großer Teil dieser Schleifnamen bezieht sich auf das Gewerbe, so zum Beispiel folgende Namen auf die Tätigkeit der Schmiede: Schlagnagel, Schwinghammer, Zwickdennagel.

O. Huth.

Du kannst dein Leben nicht verlängern noch verbreitern, du kannst es nur vertiefen.

Gorch Fock

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D.A. 3. Vj.: 12 300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 März Heft 3

Das Handwerkszeug als Grabbeigabe in germanischer Vorzeit

Von Horst Ohlhaver

Wenn wir in die Sammlungen nordischer Museen schauen, fällt sogleich der Reichtum der Handwerksgeräte aus den Wikingergräbern auf. Während Waffen und Schmuck, Tonware und allgemeinstes Arbeitswerkzeug wie Beil und Meißel, bei den Frauen Spinnwirtel, sonst in gewissen Zeitabschnitten germanischer Vorzeit die einzigen Zeugen vergangenen Lebens sind, lassen sich besonders unter den norwegischen Altsachen nahezu alle Handwerksgeräte des ausgehenden Altertums nachweisen. Neben den Spinnwirtel stellt sich das Webeschwert, neben Beil und Meißel: Hammer, Zange, Bohrer, ja selbst Amboß, Essensteine, Schmelztiegel und seltenste Geräte wie Drahtzieheisen. Wir stehen so vor der Frage nach der Bedeutung und zeitlichen Tiefe dieser Sitte, den Toten Handwerkszeug mit ins Grab zu geben.

Bleiben wir vorerst beim Ausgang des nordischen Altertums. Bei einer Bearbeitung des germanischen Schmiedewerkzeuges ist es dem Verfasser gelungen, nahezu 300 wikingische Bestattungen mit Schmiedegeräten in Norwegen festzustellen, von denen allerdings über die Hälfte nur vereinzelte Stücke wie Hammer und Feile aufwiesen im Gegensatz zu vollständigen Werkstattausrüstungen. Sie sind in den großen Funden Ausdruck der verrichteten Eisenarbeit. In seiner Geschlossenheit stellt sich das Schmiedewerkzeug scharf neben andere Geräte zur Holz-, Leder- und Stoffbearbeitung, neben noch größere Mengen zur Acker- und Feldbestellung. An erster Stelle stehen in allen Gräbern aber die Waffen. Zurückblickend sagt Snorri einmal in späterer Zeit: damals herrschte der Glaube, daß, je höher der Rauch in die Luft stiege, um so mehr würde der Verbrannte auch im Himmel erhöht, und er würde dort um so reicher, je mehr fahrende Habe mit ihm verbrenne[1]. Und wie mit dem Gerät war es auch mit den Schätzen, „die Beute sollte nicht zum Erbe geschlagen werden und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen, sondern sie sollte neben den Toten in den Grabhügel gelegt werden“ — „zu seiner Ehre“[2].

Es ist verständlich, daß im Norden mit dem ausgehenden germanischen Altertum und

[1] Thule 24, S. 35.
[2] Thule 10, S. 24, und 11, S. 242.

dem damit verknüpften Eindringen der christlichen Anschauungen eine Änderung der Bestattungssitten unvermeidlich wurde. Und dennoch — wenn man den Wechsel vom Brand- zum Skelettgrab als äußeren Ausdruck nehmen will, liegt hier keine Übereinstimmung mit dem des Beigabenbrauches vor. Er versiegt jäh, und die Gräber des 11. und 12. Jahrhunderts sind arm an Waffen und Schmuck, von Geräten fehlt meistens jede Spur. Die Ausführungen Sheteligs beweisen diesen Bruch[3]. Ein Spieß, eine Perlenkette, vielleicht noch eine Bronzespange als Ergebnis aus einem Grabhügel sind die letzten Vertreter eines einst unermeßlichen Totenreichtums. Weder Armut der Bevölkerung, noch der Gedanke, es mit einer bewußten Absetzung der nach Island ausgewanderten Familien zu tun zu haben, gibt eine ausreichende Erklärung. Es gibt nur eine Lösung durch den Gedanken an den überwiegenden christlichen Einfluß. Noch Egil ließ vorn auf einer Landspitze Islands, dem „großen Kap", für seinen Vater Skallagrim einen Hügel aufführen, in dem er den Toten beisetzte mit Waffen, Roß und den Schmiedewerkzeugen, die Skallagrims Eigen und während seines Lebens auf der Felseninsel so oft in Gebrauch waren[4].

Den Abbruch solcher Bestattungssitten, wenn sie auch in diesem Ausmaße dort nicht vorhanden waren, glaubten schon einmal französische Forscher für die Gallier feststellen zu können, als die Meister des Schmiedens plötzlich ihre Erzeugnisse den Römern für deren ungeheuren Bedarf zur Verfügung stellen mußten[5]. Während es vor der Herrschaft Roms bei den Kelten Galliens, wenn nicht sehr häufig, so doch in manchen Fällen Brauch war, dem Toten, war er ein Handwerker, sein Gerät mit ins Grab zu geben, wird diese Sitte plötzlich durch Grabsteine mit eingehauenen Darstellungen der Verstorbenen und seiner Welt abgelöst. Sie bestehen eine Zeitlang neben den Votiv- und Viergöttersteinen mit Vulkanbildern, z. T. mit dem sog. gallischen Hammergott, und sind vornehmlich durch die Inschrift und die reicher abgebildeten Werkzeuge unterscheidbar[6].

Diese Wandlung ist auch einmal im deutschen Raum erfolgt, zwar ohne Beziehung zu den alten Bräuchen, als Vergleich aber erwähnenswert. Besonders im 15. und 16. Jahrhundert, doch auch noch in den späteren Zeiten begegnen uns bäuerliche und auch Handwerksgeräte als Sinnbilder auf Stein- und Metallgrabplatten, die manchmal so klar gezeichnet sind, daß sich Theobald in seinen Erläuterungen zur Schedula diversarium artium des Theophilus auf die Bronzeplatte eines 1610 verstorbenen Zirkelschmiedes mit einer ausgezeichneten Feilklobendarstellung berufen kann[7]. Bekannt sind auch die Grabsteine aus dem Bereich der nordfriesischen Inseln mit Schiffsreliefs (Abb. 1), die doch wohl mehr als nur die versinnbildlichte Hoffnung bedeuten, wie anderer Berufsbezeichnungen, z. B. Mühle und Pflug. Von einer Werkzeug- und Gerätbeigabe weiß uns der deutsche Volksbrauch und auch die Geschichte des christlichen Friedhofs nichts zu berichten[8]. Und wenn uns der letzte Wunsch des Schmiedes von Apolda überliefert ist, man möge ihm doch seinen schweren Hammer mit in den Sarg legen, damit er dem Teufel entgegentreten und ihn mit dem Werkzeug vertreiben könne, so liegt darin ebensowenig eine auf das Handwerk weisende Sitte, wie in dem Bericht, daß es einmal bei Juden Brauch war, den Toten Hammer und Zange mitzugeben, damit diese sich am Jüngsten Tag ja rechtzeitig den Sarg öffnen könnten[9].

[3] Islands gravar og oldsaker fra vikingetiden, Viking 1, 1937, S. 205 ff. — Dazu Auszug von H. Zeiß, Germania 22, 1938, S. 124 f., und Jonson, Oversigt over oldtidsfund og undersøgelser paa Island, Nord. Arkeolog. Møtet i Stockholm 1922, Beraettelse, Stockholm 1923, S. 33 f.

[4] Thule 3, S. 172.

[5] Pages-Allary, Déchelette und Lauby, Le tumulus arverne de Celles près Neussargue (Cantal), L'Anthropol. 14, 1903, S. 411 ff.

[6] Vgl. Krüger, Vulkan und der gallische Hammergott, Präh. Zs. 23, 1932, S. 284 ff.

[7] Theobald, Technik des Kunsthandwerks im 10. Jahrhundert, Berlin 1933, S. 273.

[8] Vgl. Derwein, Geschichte des christlichen Friedhofs in Deutschland, 1931.

[9] Geiger in: Handwb. d. deutschen Aberglaubens III, 1087 ff. — Der Volksglauben kennt außer der Mitgabe von Lieblingsgegenständen, wie Pfeife, Branntwein, Karten und dergleichen, nur Nadel und Zwirn.

Abb. 1. Schiffergrabstein in Westerackum
Aufn.: Staatl. Bildstelle, Berlin



In vorgeschichtlicher Zeit hat es an reicher Totenausstattung selten gefehlt. Neben Waffen und Schmuck sind allerdings Arbeitsgeräte in der Minderzahl. Ausgesprochene Handwerkergräber sind immer selten gewesen, nur die letzten Jahrhunderte des germanischen Altertums scheinen an mehreren Stellen eine Ausnahme zu machen.

Die Mär von einem Goldwäschergrab bei Möckröhlitz, Kr. Querfurt, durch S. Ch. Wageners Handbuch der deutschen Altertümer 1842 aufgekommen, hat Olshausen schon betrachtet und als falsch erwiesen[10]. Aber bereits die Bronzezeit bietet eine ganze Reihe von Fällen, wo an eine besondere Verbindung des Toten mit seinen Beigaben über die übliche Sitte hinaus gedacht werden muß. Beil und Meißel, die zu ganz allgemeinen Zwecken verwendet worden sind, treten zahlreich auf. Seltener schon Hausgeräte wie Sicheln und Angeln oder Werkzeuge wie Bronzesägen. Zweifellos im Sinne einer Handwerkerbestattung ist der Grabfund von Speyersdorf, B.-A. Neustadt a. d. Haardt, Pfalz, aufzufassen[11], wo sich mit einer Urne, einem geraden Messer und zwei Rasiermessern ein Bronzebarren aus sehr zinnreichem Stoff und ein Bleibarren fand. Nicht minder auffällig ist das Auf-

[10] Zs. f. Ethnologie 1886, S. 243 f.

[11] Nachrichtenbl. f. dt. Vorzt. 5, 1929, S. 136 f.

treten von Gußformen in Gräbern. Als Beispiele seien Kobern a. d. Mosel, Kr. Koblenz[12], genannt, und vor allem die merkwürdige Feststellung Hans Segers, daß die Überzahl schlesischer Gußformen, z. T. mit Tondüsen zusammen, von Urnenfriedhöfen stammen[13]. Auch vereinzelte Grabfunde mit Tüllenhämmern sind nachzuweisen, so Puls, Kr. Rendsburg, Hallstatt, Kallundborg und Udby aus Dänemark. Während in dem berühmten Gräberfeld von Hallstatt Grab 469 mit Hammer und Feile Zeugnis für Metallverarbeitung ablegt, weisen der kleine Amboß aus Eisen und die von v. Sacken genannten Feilen und Federzangen auf weitere Beispiele. Außerdem ist Grab 33 schon als Ruhestätte eines Kupferschmelzers und Grab 59 als die eines Eisenhandwerkers gedeutet worden[14]. In beiden Fällen sind auftretende Gußkuchen und Schlacken sowie Roteisenstein eindeutige Beweise.

Von dem Brauch, Werkgeräte als Grabbeigaben zu benutzen, kann man im germanischen Bereich seit zwei Jahrhunderten vor dem Beginn der Zeitrechnung sprechen. Zwar sind es erst geringe Belege und vereinzelte Stücke, aber es bleiben die ersten Zeichen einer langsam steigenden Entwicklung. Von dem Gräberfeld in Rondsen, Kr. Graudenz, ist eine Bestattung mit Feilen, Raspeln und Hammer bekannt[15]. Raspel, Meißel, Bohrer, Säge, Hammer oder Feile — also ausgesprochene Kleingeräte — sind frühe, in allen germanischen Gebieten nachzuweisende Merkmale.

Aus dem provinzialrömischen Gebiet ist uns ebenfalls eine ganze Reihe von Bestattungen erhalten, die Rückschlüsse auf den Beruf des Toten zulassen. Eine im Verhältnis nicht seltene Erscheinung ist in den Arztgräbern überliefert, die aus Bingen a. Rh., Regensburg, Aschersleben und aus Gonschor, Kr. Sensburg (Ostpr.), bekannt sind[16]. Dabei sind die letzten beiden Fälle wohl gar germanischen Ursprungs, nach der Lage des Fundortes zu urteilen. Schließlich mag auch ein römisches Barbiergrab aus Köln, in die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert gehörig, hier genannt werden[17]. Sie sind aber, aus der städtischen Kultur heraus verständlich und zu erklären, Bezeichnungen eines scharf abgegrenzten Berufes, während alle germanischen Belege bis zu den letzten Denkmälern des hohen Nordens mit ihrem Werkzeug stets im Verein mit Waffen und Geräten des täglichen Lebens Ausdruck weit umfassenderer Arbeit sind, Ausdruck keines „Professionalismusses" (Neckel).

Während aber im nordgermanischen Gebiet, je mehr das Altertum seiner Neige zuging, Werkzeuge und Geräte häufiger wurden, blieb auf deutschem und in den übrigen Siedlungsräumen der Germanen der Brauch eine seltene Erscheinung. Zwar gilt die Ansicht Friedrich Wagers, „daß von Geräten und Werkzeugen außer Feuerstein und Schlageisen höchstens vereinzelt einmal ein Pfriem vorkommt"[18], nur für Bayern, während aus Beckum (Westfalen), Poysdorf (Niederdonau) (Abb. 2), Brünn, Sibertswold (England) und Mezöbánd (Rumänien) Belege für ausgesprochene Handwerkergräber sind. (Alle Gräber mit Schmiedewerkzeug werden aufgeführt bei: Ohlhaver, Der germanische Schmied und sein Werkzeug [im Druck]). Die Zahl der Bestattungen fränkischen Ursprungs mit einem oder mehreren Werkzeugen ist größer, doch sind die Geräte meistens Einzelstücke: Zange, Gußform, Meißel und Bohrer. Die unter deutschen wie nordischen Altsachen zahlreich auftretenden Bronzeschalenwagen sind nicht als Bestattungen von Münzmeistern zu deuten, wie das einmal geschehen ist[19]. Dazu ist das Vorkommen viel zu allgemein, in fränkischen wie nordgermanischen Gräbern. Sie sind eher ein Beleg der kaufmännischen

[12] Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 54.
[13] Schlesiens Vorzt. in Bild u. Schrift 5, 1909, S. 16 ff.
[14] V. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich, 1868, S. 111 f.
[15] Anger, Das Gräberfeld zu Rondsen, Abh. z. Landeskd. d. Prov. Westpreußen, Heft 1, 1890.
[16] Germania 9, 1925, S. 152 ff. — Germania 17, 1933, S. 296 f. — Sudhoffs Arch. f. Gesch. d. Med. u. Naturwiss. 29, 1936, S. 104 ff. — Gaerte, Urgesch. Ostpreußens, S. 243 f. — Ein latènezeitlicher Beleg aus Ungarn: Kis Köszeg, Kom. Baranya: Präh. Zs. 5, 1913, S. 595 ff.
[17] Germania 16, 1932, S. 129 ff.
[18] Bayer. Vorgeschfr. 1/2, 1921/22, S. 71.
[19] Bayer. Vorgeschbll. 13, 1936, S. 189

Betätigung des Bauern, die bis ins Mittelalter hinein nachzuweisen ist.

Daneben erfordert eine Erscheinung aber besondere Erwähnung: die Beigabe von Roheisen, Eisenerzstücken oder auch Eisenschlacken.

In dem Hallstatt-D-Grabhügel von Schlatt, A. B. Staufen, Baden[20], fand sich ein nach Osten offener Schlackenring von 9 Meter Durchmesser. Die Schlacken selbst werden als das bisher früheste Auftreten einer Eisengewinnung nördlich der Alpen gedeutet. F. Moog hat sie in einer eingehenden Untersuchung zerlegt. Die Deutung dieses Schlackenringes ist schwierig. An eine Form der Bestattung, wie sie uns aus Come-Chaudron in Gallien überliefert ist, kann nicht gedacht werden. Dort war es kurze Zeit Brauch, die Asche des verstorbenen Schmiedes in der Grube des Amboßstockes, die der Schmelzer an der Stelle ihres Schmelzofens beizusetzen[21]. Zwar besteht der Ring des Schlatter Hügels aus Eisenschlacken, nicht aber solchen in ihrer ursprünglichen Lage.

Johanna Mestorf stellt auf einem Friedhof, entstanden zur Zeit des aufkommenden Eisens, in Sülldorf (Hamburg) in mehreren Fällen Eisenschlacken als Verpackung der Urnen fest[22].

Den eindeutigen Beweis von Eisenschlacke als Grabbeigabe ergab eine latènezeitliche Hügelbestattung auf der Waldlaubersheidener Heide von Genheim, Kr. Kreuznach, „als Beweis, daß sich die hier Ruhenden wohl ihr Eisen selbst gemacht haben[23].

In Möglingen, O.-A. Ludwigsburg, wurde ein Grab der Völkerwanderungszeit mit Eisenschnalle, Messer, Beinkamm und Roteisenbrocken festgestellt[24].

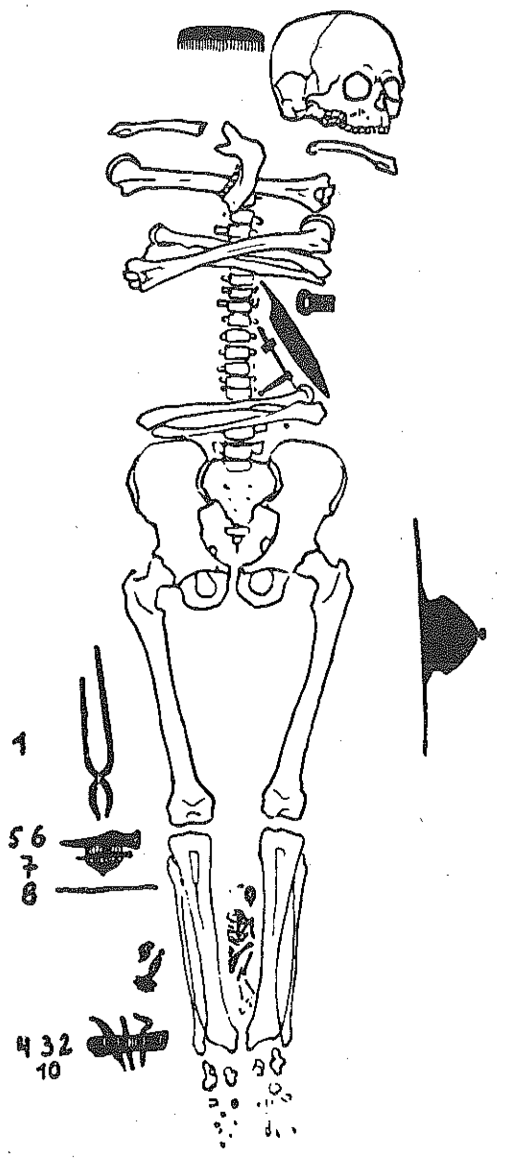


Abb. 2. Das langobardische Goldschmiedegrab zu Poysdorf, Niederdonau (Nach Beninger).

Hostmann berichtet von einem Grabhügel aus Luttmersen, Kr. Neustadt a. Rbg., in dem sich im Hügelaufwurf mehrere Tongefäße mit Mosaikperlen und Tonfigur als Hauptgrab aber zwischen einer ovalen Steinsetzung das Skelett befand, daneben Schwert und ein erstaunlich schwerer Eisenschlackenklumpen. Die Bestattung wird ins 5. Jahrhundert datiert[25].

[20] Bad. Fundber. 3, 10—12, 1936, S. 406 ff.
[21] Beck, Gesch. d. Eisens I, S. 663 f.
[22] Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, S. 64.
[23] Behrens, Bingen. Kat. west- u. süddt. Altertumssammlgn. IV, 1918, S. 46.
[24] Nachrichtenbl. f. dt. Vorzt. 8, 1932, S. 154.
[25] Beck, Gesch. d. Eisens I, S. 640, nach Hostmann, Zs. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1880, S. 274 ff.

Merkwürdig ist auch die Angabe des Grabes 8 aus dem 6. Jahrhundert von Selzen, Kr. Oppenheim, wo sich bei einem weiblichen Skelett neben anderen Beigaben ein Stück Eisenerz fand: Ausdruck einer Vorstellung des Volksglaubens sicherlich[26].

Aus Norwegen sind Grabfunde des 5. und 6. Jahrhunderts wie des ausgehenden Altertums aus Rogaland, Hardanger und Hedmark mit fertigen Eisenklumpen und Schmiedeschlacke festgestellt[27]. Außerdem befinden sich unter den zahlreichen Grabfunden mit Schmiedewerkzeug einige, die auch Roheisen als Beigabe aufzuweisen haben. —

Ähnlich ist es mit Frauengräbern. Mit dem Schmuck ist der Spinnwirtel, das Sinnbild fraulicher Arbeit, fast so allgemein wie das Schwert dem Manne der Frau zugedacht worden. Und noch im Jahre 953 wurde über dem Grabe der Luitgard, der Tochter Ottos I., eine silberne Spindel aufgehängt als Zeichen, daß selbst die höchsten Frauen des Landes die häusliche Arbeit zu schätzen wußten. Das Webeschwert allerdings ist in der spätgermanischen Zeit eine nicht häufig vorkommende Beigabe auf norwegischem wie deutschem Boden[28].

In dieser Betrachtung haben wir das Auftreten einiger Geräte ausgenommen: Zange, Schüreisen und Herdschaufel in vornehmlich aber italischen Bestattungen. Denn sie sind dort nicht Ausdruck handwerklicher Betätigung, sondern gehören zum Küchen- und Feuergerät[29].

Im ganzen gesehen ist die Auszeichnung eines Toten als Handwerker doch recht selten. Es sind vorläufig vereinzelte Fälle und werden es auch wohl bleiben. Daneben treten einige Geräte in bestimmten Zeiträumen häufiger auf, so Kleinwerkzeug bei den Elb- und Ostgermanen in den Jahrhunderten um die Zeitwende und durch die ganze folgende Zeit bis zum Ausgang des germanischen Altertums. Die Fülle des Handwerkszeuges aus den nordischen Ländern aber beruht auf dem Brauch, dem Toten seinen ganzen Hausrat in möglichster Vollständigkeit der beweglichen Habe mitzugeben. Wo nun hier die eigentliche Grenze zwischen Handwerker und Bauern mit handwerklicher Betätigung liegt, ist nicht zu entscheiden. Wenn wir jedoch das Handwerkertum wie Kriegertum germanischer Vorzeit unter den Oberbegriff der bäuerlichen Lebensordnung stellen, können wir die Deutung mancher Bestattungen als Handwerkergräber weit ausdehnen.

Das Fehlen von Werkzeugen wollen wir weniger im Sinne v. Sackens deuten: „weil man sich die Seele im anderen Leben der Mühe und Arbeit enthoben dachte oder weil man dem Dahingeschiedenen nicht die Erinnerungen an die Plagen und Mühen des Lebens, sondern nur die freundlicheren des stolzen Waffenschmuckes und der fröhlichen Leibeszier mitgeben wollte" (S. 87). Uns sollen die wenigen eindeutigen Handwerkerbestattungen eine Auszeichnung bedeuten, die einem besonderen Meister zuteil wurde.

[26] Lindenschmit, Das germanische Totenlager bei Selzen, 1848, S. 20.
[27] Brøger, Kulturgeschichte des norweg. Altertums, 1926, S. 153. — Ab. 1879, S. 123, Nr. 62.
[28] Vgl. die Aufstellung der deutschen Funde von Zenetti und Zeiß, Germania 16, 1932, S. 307 f.
[29] Siehe: Tschumi, Germania 14, 1930, S. 121 ff. — Duhn, Italische Gräberkunde I, S. 354 und 360.

Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; – wobei er den Tod betrachtet, wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht.

Schopenhauer



„1539 Jar luff ein großer Schembart mit 150 personen der gleichen vormals nie geloffen. Jacob Müffel Joachim Tetzel vnnd Merten von ploben waren alle drey Hauptleut. Luffen auff der Herren trinck Stuben auff der wag ausz. In wejsz braun vnnd gelb. Die Hell war ein grosz Schiff dorin zwischen zwayen Teuffeln ein Pfaff ein Doctor vnd ein Narr mit einem Prettspill. Oben auff dem Schiff war ein Stern vber, so nachmals auf dem Marckt gestürmet worden."

Vom Nürnberger Schembartlaufen

Von Werner Köhler

Gelegentlich des letzten Parteitages veranstaltete die Nürnberger Stadtbibliothek eine Ausstellung über die mittelalterliche Buchmalerei in Nürnberg, die vor allem zur Kultur- und Sittengeschichte mancherlei wenig bekanntes Material beibrachte. Wohl am anziehendsten unter diesen Buchmalereien waren die Nürnberger Schembartbücher, die über einen mittelalterlichen Nürnberger Brauch, eben das Schembartlaufen, reichen Aufschluß geben. Das Schembartlaufen war ein nur von den Nürnberger Metzgern ausgeübtes Recht, in den letzten Tagen der Fasnachtszeit einen Lauf oder Tanz zu veranstalten, bei dem die Mitglieder der Metzgerzunft in besonderen Kleidungen, mit „Schemen" vor dem Gesicht, also mit geschnitzten hölzernen Masken, durch die Stadt liefen oder tanzten, Fastenspeisen — Fische — einsammelten, Geldgaben für eine gemeinsame Trinksitzung erbaten und sonst allerlei Scherz und auch manchen Unfug trieben. Später kam dann zu diesem Umgang noch der Brauch auf, innerhalb des Zuges eine „Hölle" mitzuführen, die mit viel Feuerwerk ausgestattet war und am Aschermittwoch auf dem Hauptmarkt gestürmt und verbrannt wurde. Über die Entstehung dieses Schembartlaufes gibt es eine feste Nürnberger Überlieferung, die seit Jahrhunderten immer wieder „aufgewärmt" wird, aber leider keine aktenmäßigen Unterlagen hat. In einem Gedicht, das wohl auf Hans Sachs zurückgeht und allen den Schembartbüchern in Deutschland — es gibt jetzt, nach genau 400 Jahren, noch

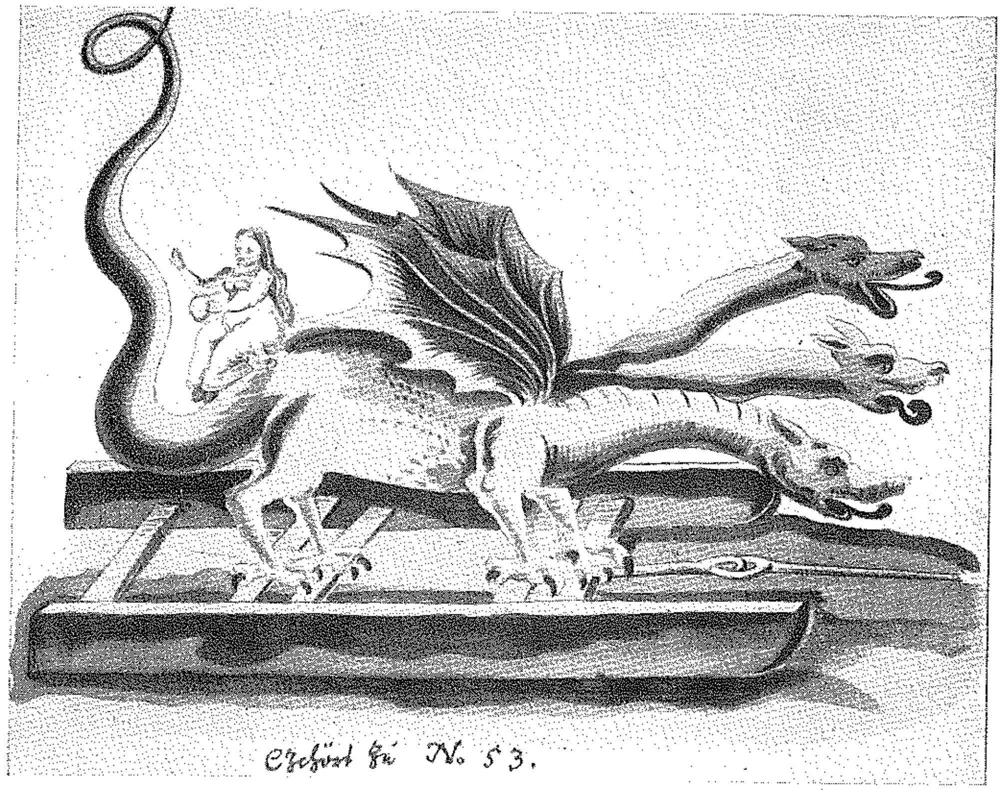


„Ao. 1539. Mit Thannen grün vnd Spiegel clar
Ich auch ein Zier dem Schembart war"

über fünfzig solche Schembartbücher in deutschen Sammlungen und Bibliotheken! — vorausgestellt ist — sozusagen als Vorwort —, wird nämlich erzählt, daß im Jahre 1349 ein Aufstand der Zünfte gegen den Rat entstand, daß der alte Rat fliehen mußte, nachdem er



„Von meiner gegenwerd al Zeit
Ward mein liebs Holtzmänlein erfreidt
Ao. 1539."



Ein dreiköpfiges, drachenähnliches Tier von der „Hölle" eines Schembartlaufes. Auf dem Rücken des Tieres sitzt eine Jungfrau (Kriemhild?)

sich in Truhen, Mistfuhren usw. aus der Stadt hinausgeschmuggelt hatte und die Zünfte, wie das ja zur ungefähr gleichen Zeit fast überall in Deutschland war, stürmisch aufbegehrten und ihren Anteil an der Verwaltung des Gemeinwesens haben wollten. Der alte Rat setzte sich auf einer Burg Heideck fest und wandte sich an den damals regierenden Kaiser Karl IV. um Hilfe. Der zog dann auch nach geraumer Zeit heran, setzte die neuen Herren wieder ab, der Henker bekam zu tun, und die Metzger, die treu zum alten Rat gehalten hatten, sollen angeblich das Recht vom Kaiser erhalten haben, als einzige Nürnberger Zunft den Schembartlauf in Samt und Seide zu halten. Das ist ja ganz nett erzählt, und vielleicht war es wirklich so! Aber: es gibt darüber keine einzige Urkunde, und bei der Schreibseligkeit jener Zeit müßte sich doch irgendwo — vielleicht sogar irgendwo in Böhmen! — eine Abschrift solch eines Privilegs, möglicherweise in einem Kopialbuch, erhalten haben. Aber alle Nürnberger Geschichtsschreiber und alle Volkskundler bis auf den heutigen Tag schreiben diese alten Nürnberger Erzählungen nach! Unsere Bilder zeigen, wie die Tanztracht dieses Schembartlaufes aussah. Sie wurde jedesmal, wenn ein Schembarttanz vorbereitet wurde, neu entworfen, war ziemlich teuer und sehr prunkvoll. Deshalb, der Kosten wegen, fand der Schembartlauf nicht jährlich statt, sondern fiel häufig aus. Vor allem natürlich dann, wenn „der Sterb" im Lande herrschte, wenn also Massenerkrankungen regierten, oder wenn ein Krieg des Reiches, zum Beispiel gegen den Türken, die Menschen in Anspruch nahm. Auch die Streitigkeiten der Stadt Nürnberg mit ihren Nachbarn verhinderten mehr als einmal, daß ein Schembart lief. Neben der Festtracht führten die Schembartläufer einen hölzernen Spieß, um ihren Genossen Bewegungsfreiheit zu verschaffen, und einen Busch von Eichenblättern, wohl eine Art von



„Anno 1521 waren Hieronimus Tucher vnd Anthoni Koburger der Schembarts Gesellschaft Haubtleut, vnd 58 Personen In weisz zerschneten vnd Grün vndergefüedtert der Rechte Schenckl bisz vom Hosen auff das Knie, Braun vnd gelb. Luffen auff der Herrn Drinckstuben ausz hetten ein Hoell war ein Vogelherdt, darauff fing man Naren."

Fruchtbarkeitssinnbild. In diesem Buschen saß eine Rakete, und wenn sie mit dem Buschen zuschlugen, entzündete sich die Rakete. Die Kleidung der Schembartläufer war häufig von oben bis unten mit Glocken und Schellen behängt, so wie wir es bei den Glöcklern in den österreichischen Alpen und bei den Schellenläufern im Werdenfelser Land (siehe „Germanien" 1938, Heft 3, S. 68) sahen. Das scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, daß es sich auch bei dem Schembartlaufen um ein vermutlich sehr altes Frühlingsfest oder Vorfrühlingsfest handelt! Dazu kommen vor allem die Tanzteilnehmer in den „Rauchen Kleidern", die an das Maskenvolk der Rauhnachtumzüge in den heiligen Zwölf Nächten deutlich erinnern. Da ist zum Beispiel der Wilde Mann und die Wilde Frau, Riesen, die dem Volksglauben nach keine eigenen Kinder bekommen können und daher die Menschenkinder stehlen oder sie sogar auffressen. Da ist der Mann in Tannengrün gekleidet, also vielleicht ein Wachstumsgeist, der, wie das in Nürnberg beim Umzug des heiligen Urban Sitte war, mit kleinen Spiegeln behängt war, die sonst beim Umzug des hl. Urban an dem herumgetragenen Baum hingen. Da ist der Vater mit seinem kleinen Sohn, die beide in einer teufelsähnlichen Kleidung mit Tierschnäbeln versehen daher laufen und an die Teufel beim Perchtenlaufen erinnern. Auch der ganz und gar mit „Kästen" (= Kastanien) ausgeputzte Mann erinnert in seinem wilden, sonderbaren Aussehen an einen Wachstumsgeist! Wir dürfen also wohl, ohne das beweisen zu können, behaupten, daß der Schembartlauf der Nürnberger später Nachklang eines alten Vorfrühlingsbrauches ist, wie die gestrenge Kirche ihn bereits im 7. und 8. Jahrhundert verboten hatte.

Wie wir schon sagten, gehörten später zu den Schembartläufen die „Höllen", die auf einer Schleife, manchmal sogar auf Rädern, mitgeführt wurden. Stets waren auf diesen Höllen irgendwelche Aufbauten dabei, so zum Beispiel Burgen, die mit Feuerwerk verteidigt wurden, oder aber eine Darstellung Tannhäusers im Venusberg oder ein großer Riese,

der Kinder verspeiste, ein richtiger „Kindlifresser“, wie er in Franken noch heute als Lebkuchen zur Weihnachtszeit vorkommt, oder aber es saß auf der Schleife ein Geschütz, aus dem alte Weiber hinausgeschossen wurden. Ein andermal war es gar ein Basilisk, der an den Teufel Auerhahn im Puppenfaust erinnerte. Ein anderes Jahr saß ein Teufel auf der Schleife, der alte Weiber, wohl aus ausgestopften Puppen bestehend, auffraß. Oder es war ein Vogelherd aufgebaut, bei dem ein Jungfräulein, wohl ein verkleideter Geselle, Narren mit dem Netze fing. Lustig war auch einmal die Hölle, auf der ein Backofen und ein Brunnen aufgebaut waren. Im Backofen wurden die Narren gebacken und aus dem Brunnen wurden sie herausgezogen. Ein andermal zog man mit einem dreiköpfigen apokalyptischen Ungeheuer herum, auf dessen Schwanz eine Jungfrau, vielleicht die hl. Margarethe, saß. Dann war einmal, schon im 16. Jahrhundert, viele Jahre Pause. Man hatte wohl kein Geld für diesen kostspieligen Lauf. Endlich, im Jahre 1539, wurde ein ganz großer Schembartlauf veranstaltet, über 150 Teilnehmer kamen zusammen. Die Hölle war diesmal ein Schiff, auf dem zwischen dem Teufel und einem Doktor ein Theologe stand. Es war der eifernde, beim Volke nicht sehr beliebte evangelische Stadtpfarrer Dr. Osiander, der damit gemeint war. Statt des Bibelbuches hielt er ein Brettspiel. (Vielleicht war auch das eine Anspielung!) Der Pfarrer fühlte sich verletzt und beklagte sich beim Rat der Stadt. Der Rat fühlte sein evangelisches Gewissen erwachen und verbot kurzerhand auf ewig das Schembartlaufen. Es nützte weder den Metzgergesellen, daß sie dem hochwürdigen Herrn die Fenster einwarfen noch daß das Volk seine Wohnung stürmte. Der Schembartlauf war damit zum Tode verurteilt und ist erst jetzt, unter der nationalsozialistischen Regierung, wiedererweckt worden. Ob mit Erfolg, kann man heute nicht sagen! Denn es gehört nun einmal zu solchen Festen eine Gemeinschaft von Menschen, die mit dem Feste innig verbunden sind. Solche Feiern sind aus dem Brauchtum alter Kultgemeinschaften hervorgegangen und sind nur als Lebensäußerungen einer geschlossenen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft lebensfähig. Aber gerade darum können wir hoffen, daß mit dem Zusammenwachsen des deutschen Volkes zu neuen, aber in ihren Wurzeln alten Lebens- und Arbeitsgemeinschaften auch das Brauchtum seinen alten Sinn und seelischen Inhalt wiedergewinnt. Das wäre besonders bedeutsam in jener Stadt „in des Reiches Mitte“, in der die Kleinode des alten Reiches ruhen, und in der alljährlich die große politische Heerschau des neuen Reiches stattfindet.

Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: „Warum lebst Du?“ Wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: „Ich lebe um zu leben!“ Das rührt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt, aus seinem Eigenen quillt; darum lebt es ohne ein Warum: es lebt nur sich selber! Und fragte man einen wahrhaften Menschen, einen, der aus seinem eigenen Grunde wirkt: „Warum wirkst du deine Werke?“ Wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen: „Ich wirke, um zu wirken!“

Meister Eckehard

Die Metzgergilde beim Fasnachtsbrauch

Von J. O. Plaßmann

Das Nürnberger Schembartlaufen, von dem Werner Köhler in diesem Hefte an Hand der Bilder aus dem Nürnberger Schembartbuch eine Schilderung gibt, ist ausnahmsweise besser durch bildliche als durch schriftliche Überlieferung bezeugt. Es ist dabei jedoch möglich, die lückenhafte Überlieferung in e i n e r Stadt des Reiches durch den Vergleich mit einer anderswo bezeugten Überlieferung zu ergänzen und auf ihren ursprünglichen Sinn zurückzuführen. Eine solche gleichläufige Überlieferung gibt es in mehreren Städten. Einiges klingt in dem Metzgerbrauchtum von München an, das sich zum Teil bis in unsere Zeit erhalten hat. Eine vollständige und genaue, und dazu sehr alte Schilderung des Metzgerumzuges zu Fasnacht haben wir aus der Nordwestecke des Reiches, aus Münster in Westfalen. Diese Schilderung stimmt mit einigen Darstellungen aus dem Nürnberger Schembartbuch teilweise so genau überein, daß man die ursprüngliche Gestalt und auch den Sinn des Brauches in Nürnberg aus der westfälischen Überlieferung wiederherstellen kann. Diese westfälische Quelle stammt außerdem aus einer Zeit, in welcher das Nürnberger Schembartlaufen schon verboten war; sie gibt also auch für eine Erneuerung des Brauches, den man heute anstrebt, wichtige Anhaltspunkte.

Was die Schembartbücher zeigen, ist aus dem genannten Aufsatz von Werner Köhler zu ersehen: es ist ein von den Nürnberger Metzgern ausgeübter Brauch, der zugleich ein Maskenlauf wie auch ein „Heischegang“ ist. Die Ähnlichkeit mit den rheinischen Karnevalszügen liegt schon darin, daß Schlitten und Schiffswagen in Nürnberg mitgeführt werden; ein Zug, der auf sehr alte Überlieferungen deutet. Man kann dem Brauche also ohne weiteres ein weit höheres Alter zuschreiben als das Jahr 1349, in dem er angeblich von Karl IV. als Privileg den Metzgern zugestanden wurde. Solche Privilegien werden häufig mit historischen Erinnerungen, wie Aufständen oder Belagerungen, in Verbindung gebracht; viele Städte kennen Bräuche, die von der großen Türkenbelagerung von Wien hergeleitet werden, obschon sie nachweislich älter als diese sind. Sie sind vielfach mit der Überlieferung bestimmter Zünfte verbunden; so wird auch die Entdeckung des österreichischen Anschlages gegen Luzern im Jahre 1332 der Wachsamkeit der Metzgerzunft zugeschrieben[1]. Obschon fast alle Handwerke an solchen Überlieferungen teilhaben, scheinen sich die M e t z g e r bei ähnlichen Anlässen oft besonders ausgezeichnet zu haben; so führten auch die Gildemeister Jan Breidel von der Metzgergilde und Pieter Dekonink von den Zimmerleuten den Aufstand gegen die Franzosen in Brügge, der zu den „Bruggeschen Metten“ und der „Gülden Sporenschlacht“ bei Kortryk (1302) führte.

Solche Taten sind begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Zünfte wohl von ihrer Entstehung an zugleich Kriegsmannschaften gewesen sind, und daß die kriegerische wie auch die brauchtümliche Überlieferung sehr wahrscheinlich überhaupt bis in die Zeit der germanischen Männerbünde zurückreicht. Sie treten denn auch bis in die Neuzeit hinein als bewaffnete Formationen auf; noch der Große Kurfürst gab den Berliner Metzgern wegen ihrer Verdienste im Schwedenkriege das Privileg, ein eigenes Reiterregiment zu bilden und zu der den Schweden abgenommenen Trommel auch ein eigenes Banner zu führen[2]. Das letztere war nichts grundsätzlich Neues, denn im Mittelalter hatte fast jede Gilde ihre eigene Fahne, die sowohl zu friedlichen wie zu kriegerischen Handlungen wehte.

Wenn nun auch anderswo die Metzgergilde gerade bei der F a s n a c h t s f e i e r besondere Vorrechte hat, so mag das damit zusammenhängen, daß ehemals während der

---

1 Vgl. C. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Cantons Luzern, S. 58 ff.
2 Die Dokumente wurden im Februar 1939 bei einer Ausstellung im Haus des Handwerks in Berlin gezeigt.

nun beginnenden Fastenzeit gerade die Metzger einen fühlbaren Verdienstausfall zu erwarten hatten, denn die Fastenspeise war Fisch. Daraus mag es sich auch erklären, daß vielerorts gerade die Fischer mit den Metzgern zusammen eine Zunft bildeten[3], und daß die Metzger das Privileg hatten, mit Fischen zu handeln. Ebensogut kann das Vorrecht aber auch aus älteren brauchtümlichen Verhältnissen zu erklären sein, die wir heute nicht mehr deutlich erkennen können. Weit bekannt war der Fasnachtsbrauch der Münchener Metzger, die am Fasnachtsmontag den sogenannten Metzgersprung ausführten, der noch deutlich als ein Aufnahmebrauch (Initiationsritus) zu erkennen ist. Unter Führung eines Musikkorps zog die Metzgerzunft zum Fischbrunnen auf dem Schrannenplatz; hinter den Musikanten ritten zwei kleine Metzgersöhne, „Metzgerbüeberln" genannt, die nicht älter als fünf oder sechs Jahre alt sein sollten, und deren Pferde Sättel aus der königlichen Sattelkammer trugen. Hinter ihnen kamen die Lehrjungen, die freigesprochen werden sollten, dann die Gesellen unter Führung des Altgesellen, und endlich die Meister. Am Brunnen hüllten sich die Lehrjungen in wasserdichte Schafspelze, wandelten dreimal um den Brunnenrand und stürzten sich dann in das Wasser, aus dem sie Nüsse unter die Zuschauer warfen und sie nach Kräften mit Wasser bespritzten[4].

Der Sinn der „Metzgerbüeberln" wird aus einer anderen Überlieferung klar; die Wassertaufe ist bei allen Aufnahmebräuchen bis auf den heutigen Tag zu finden (Äquatortaufe u. a.). Es gibt nun eine genaue Beschreibung des Fasnachtsumzuges der Metzgergilde zu *Münster* in Westfalen in der Wiedertäufergeschichte von Hermann Kerssenbrock[5], die 1573 beendet ist, deren Berichte über die münsterischen Volksbräuche aber bis in die Zeit vor den Wiedertäuferunruhen (1534/35) zurückreichen. „Die Handwerkergesellen in den einzelnen Gilden wählen irgendeinen aus ihren Kameraden, der nicht nur durch Körperkräfte und lange Gestalt sich auszeichnet, sondern auch durch ein üppiges Gewand vor den anderen geziert ist; dem geben sie das Banner ihrer Gilde zu tragen, dem ein Teil von ihnen vorausgeht, während ein anderer Teil folgt. So viele Gilden es gibt, fast ebenso viele Bannerträger werden erblickt. Diese ziehen truppweise durch die Stadt und erbetteln von den Bürgern ihrer Gilde, aber auch von denen, die einmal von ihrer Arbeit Gebrauch gemacht haben, Geld, Fleisch und Würste, wovon sie mit großer Unmäßigkeit und großem Aufwande Schmausereien und Gastereien bestreiten.... Auch die *Metzger* werden unter der Macht der Gewohnheit von einem nicht unähnlichen Wahnwitz getrieben. Denn von den Obmännern dieser Gilde führt gegen Abend der eine zu Pferde das Banner, der andere geleitet zu Fuß eine unverheiratete Jungfrau, und zwar nicht irgendwelche, sondern die älteste Metzgertochter aus der ganzen Gilde. Die Söhne der Fleischer, mit Gold und Silber übermäßig geschmückt, reiten auf Pferden, während die noch in Windeln gewickelten Knaben durch andere Gesellen auf Rossen mitgeführt werden. Durch diesen Ritt erlangen sie nämlich das Recht auf eine Fleischbank auf dem Fleischmarkt, die bis zum erwachsenen Alter die Eltern des Knaben für ihn verwalten. Keiner wird nämlich dieses Rechtes teilhaftig, wenn er nicht rechtmäßiger Sohn eines Metzgers ist, und wenn er nicht auf diese Weise umhergeführt worden ist. So folgen alle Hausväter der ganzen Gilde zu zweien in langem Zuge der Jungfrau; unter sie mischen sich im Zuge hie und da kräftig gebaute Kerle, die aus Werg, Lein, Schmalz, Pech und Harz gestopfte Fackeln als Beleuchtung auf den Schultern tragen, zu denen sie auf der anderen Schulter, wie zum Schutze, einen ziemlich kräftigen Stock führen; und

[3] Vgl. H. A. Berlepsch, Chronik vom ehrbaren Metzgergewerk. St. Gallen, ohne Jahr (um 1850), S. 50.

[4] Vgl. Berlepsch a. a. O. S. 116 ff.

[5] Hermanni a Kerssenbroich Anabaptistici furoris Monasterium, inclitam Westphaliae Metropolim evertentis historica narratio; hrsg. von H. Detmer (Geschichtsquellen des Bistums Münster, Band V, 1, 2; Münster 1898). Die Stellen aus diesem Werke versehe ich mit den Seitenzahlen der Detmerschen Ausgabe.

nicht wenige von diesen folgen diesem Aufzug auch am Ende. Ganz vorne aber reiten die Stadtpfeifer, die ihre disharmonischen Weisen durch die Straßen erschallen lassen, auf frommen Pferden, die von eigens hierfür gedungenen Knechten am Zügel geführt werden, damit sie nicht stolpern, da ja die Spielleute selbst, mit beiden Händen beschäftigt, die Zügel nicht halten können. Eine große Horde von Burschen und Knechten schließt sich hinten an; sie haben Ringe aus Werg in der Rechten, mit denen sie sich untereinander anfassen und gleich einer Kette[6] verbunden werden. Der erste zieht die ganze Reihe der so zusammenhängenden Knechte in Schlangenwindungen[7] im Kreise, so daß die hintersten, durch einen weiten Raum von den andern getrennt, fast immer mit großem Drunter und Drüber zu Boden geschleudert werden, was natürlich das Gelächter der Zuschauer hervorruft. Dieser Aufzug geht nun an den einzelnen Häusern der Metzger vorbei, wo den Hausvätern und den anderen angesehenen Spielern dieses Schauspieles Wein, den übrigen Bier so viel sie wollen aufgedrängt wird. Zuletzt singen sie auf dem Markte noch ein Lied, das noch niemand verstanden hat, und gehen auseinander[8]."

Dieser Bericht wird in einigen Einzelheiten ergänzt durch die Schilderung des Metzgerumzuges in Röchells Münsterischer Chronik[9], die sich im allgemeinen auf Kerssenbrock als Vorlage stützt. So hat die Jungfrau, die den Zug anführt, einen besonderen Namen (S. 35): „Nach diesen Pferden (mit den Metzgerkindern) folgten die zwei anderen Gildemeister mit der *Braut* zu Fuße, darnach alle anderen Fleischhauer, alle paarweise nach ihrem Alter. Die Braut, die sie so umherführten, war keine (eigentliche) Braut, sondern die älteste Tochter, die in dem Amte (Gilde) war und noch Jungfrau war; dieselbe wurde auch von dem Amte mit einem Kleide beschenkt, wenn sie so mit umging." Die Bezeichnung „Braut" läßt mit Sicherheit erkennen, daß die Jungfrau zu den Frühlings- oder Maibräuten gehört, die sonst bei den Frühlingsfeiern eine so große Rolle spielt; das Ganze ist also im ursprünglichsten Sinne des Karnevals eine Frühlingsfeier, wie man das übrigens auch beim Schembartlaufen an den grünen Laubbüscheln oder „Quasten" erkennen kann. Auch andere Einzelheiten sind wegen der Übereinstimmung mit süddeutschen Bräuchen wichtig. In den noch in Windeln gewickelten Knaben, die in Münster auf Rossen mitgeführt werden, erkennt man ohne weiteres die Münchener „Metzgerbüeberln" wieder; es muß sich also um einen Gildenbrauch handeln, den man zu den sogenannten „Initiationsriten" rechnen darf. Die Mitteilung, daß die Teilnahme an diesem Umzug erst das Recht auf spätere Aufnahme in die Gilde gibt, läßt das deutlich erkennen.

Ganz eigenartig und fast vereinzelt ist endlich die Schilderung von der Kette, die mit Hilfe von Wergringen[10] gebildet wird; diese dürften in die Reihe der Bindungs-Sinnbilder gehören, die in Volks- und Rechtsbrauch ziemlich zahlreich anzutreffen sind. Von alledem gibt Röchell (a. a. O.) eine Schilderung, die nur geringfügig abweicht, aber vor allem den Rundtanz näher erklärt: „Ein jeder Fleischhauer und insbesondere die Knechte hatten einen Kranz (Ring), aus einem Schnupftuch oder aus anderem Stoffe gemacht, in der

[6] Kerssenbrock hat hier „instar catervae". Es ist hier jedoch nicht von einer Horde oder Truppe die Rede, sondern von einer Kette. Ich nehme einen Schreibfehler an und verbessere „instar catenae".

[7] Kerssenbrock: „in obliquos gyros contorquet"; das kann nur bedeuten „Schlangenwindungen". So ist lat. ein „rivus obliquus" ein in Schlangenwindungen verlaufender Bach (Heinichen, Lat.-Deutsches Schulwörterbuch, Leipzig 1903, S. 570). Das „contorquet" bedeutet, daß diese Schlangenwindungen „ineinander gedreht" werden.

[8] S. 84 ff. bei Detmer. Ich verzichte hier auf eine Wiedergabe des lateinischen Textes; zweifelhafte Stellen sind in den Anmerkungen besonders wiedergegeben.

[9] Geschichtsquellen des Bistums Münster, Band III. Den schwer lesbaren, in einer Mischung von Nieder- und Hochdeutsch geschriebenen Text übertrage ich ins Neuhochdeutsche, da nirgendwo Zweifel an der Bedeutung vorhanden sind.

[10] Auch bei der bekannten Echternacher Springprozession, die nach der Überlieferung zur Erinnerung an eine Veitstanzepidemie gefeiert wird, die 1374 in den Rheinlanden herrschte, halten die Teilnehmer mit Tüchern einander fest; vgl. Krier, Die Echternacher Springprozession (1871), Reiners, Die Echternacher Prozession (1903).

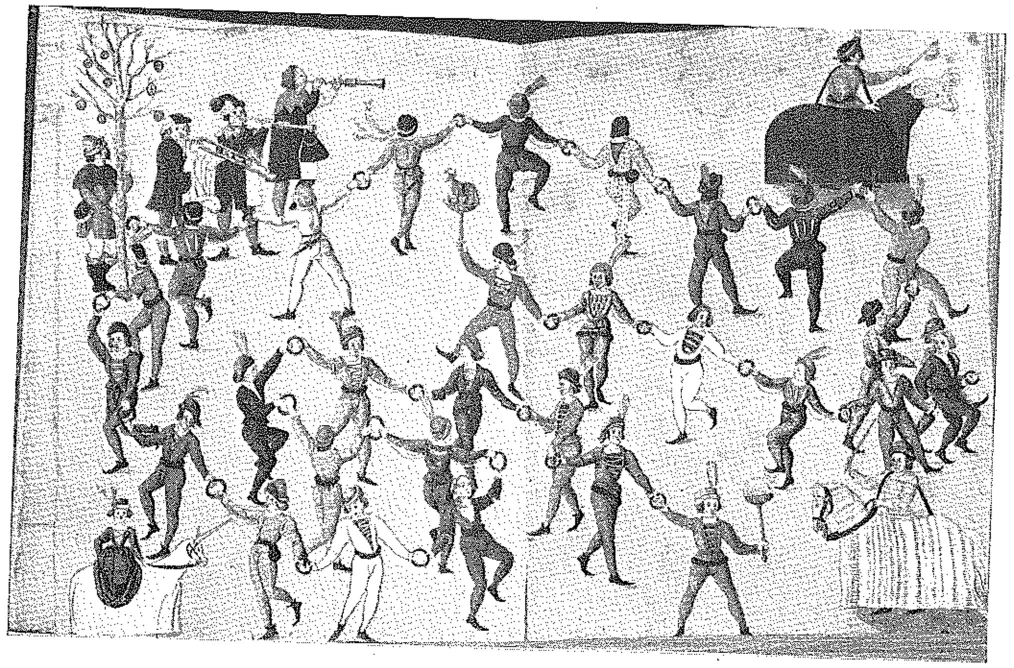


Abb. 1. Schembarttanz der Metzger in Nürnberg, 15. Jahrhundert.
Die Metzger halten sich an ledernen Ringen, die die Form von Leberwürsten haben

Hand. Wenn sie vor eines Fleischhauers Haus kamen, so mußte man ihnen die untere Tür[11] ganz öffnen. Dann blieben die, die zu Pferde waren, vor der Türe auf der Straße halten, die Gildemeister mit der Braut gingen in einer Reihe in das Haus und faßten in die Ringe, die sie in den Händen trugen, und der eine zog den andern nach. Wenn es dann an die Knechte kam, so zogen diese den Schwengel, so daß der eine hier, der andere dort hinfiel, worüber sich großes Gelächter erhob." Hier findet der Ringeltanz also anscheinend beim Betreten der einzelnen Häuser statt; die Häuser in Alt-Münster waren durchweg den Bauernhäusern ähnlich und hatten eine Diele (Tenne), auf die man durch die „Niendör" gelangte. Doch wiederholt sich der Schwengel oder Rundtanz, denn um einen solchen hat es sich offenbar gehandelt, noch einmal, und dabei ist die „Braut" der Mittelpunkt. Nachdem der Zug alle Metzgerhäuser besucht hat, geht er wieder zum Markte (Röchell S. 36): „und es schlugen die, die zu Fuße waren, dort vor der Scharne[12] mit der Braut einen runden Ring (krinck), dabei hatten sie in die Ringe gefaßt, die sie in den Händen trugen, und gingen also zwei- oder dreimal rund herum und sangen ein Lied, das niemand verstehen konnte, und das sie auch niemanden lehrten, der nicht zu ihnen gehörte".

Das Schembartbuch enthält nun ein Blatt (Abb. 1), das wie eine bildliche Darstellung dieser ganzen Szene aussieht. In älteren Berichten wird der hier dargestellte Tanz neben den Schwerttanz der Nürnberger Messerschmiede gestellt; „die Metzger aber stellten einen sogenannten Zämertanz an und hielten einander bei ledernen Ringen, die wie Leberwürste anzusehen waren. Nach dem Tanz zogen sie mit Musik zu den Stadtpfändern, wo

[11] Die altmünsterischen Häuser hatten, wie die Bauernhäuser heute noch, durchweg eine Tür zur Dieleneinfahrt, die in eine untere und eine obere Hälfte geteilt war. Das Öffnen der unteren Tür (Niendüör) genügte zum Durchgehen. Sollte sich hier eine Erinnerung an den Durchzug durch das Tor erhalten haben? (Vgl. Wilde Jagd.)
[12] Es wird die sogenannte „Neue Scharne" (Fleischbank) gemeint sein, die nach Kerssenbrock am Prinzipalmarkt lag, und zwar vermutlich an der Stelle des späteren Stadtkellers.

ihnen ein Trunk vorgesetzt wurde, zu welchem sie ihre vorher eingesammelten Fasnachtsfische verzehrten und das Geld verschmausten[13]." Ohne Zweifel ist das der gleiche Tanz, den nach Kerssenbrocks und Röchells Beschreibung auch die Metzger in Münster ausführen. Auch hier sieht man die Stadtpfeifer, um einen Bläser vermehrt, die in Münster den Zug anführen; sie haben sich beim Tanze neben die Reihe gestellt. Ob man in der weiblichen Gestalt auf dem als Einhorn verkleideten Rosse (links unten) die „Braut" wiederfindet, sei dahingestellt. Die beiden anderen Reiter aber — das Roß des einen ist als Widder verkleidet — dürften die Zunftmeister und Führer des Zuges sein; sie führen als Hoheitszeichen den Stab, den wohl schon in der Urzeit der Führer eines kultischen Umzuges trug[14]. Vielleicht haben auch die von den Fackelträgern geführten Stöcke bei dem Umzug in Münster die gleiche Bedeutung. Der Tanz selbst wird von je einem Stock-

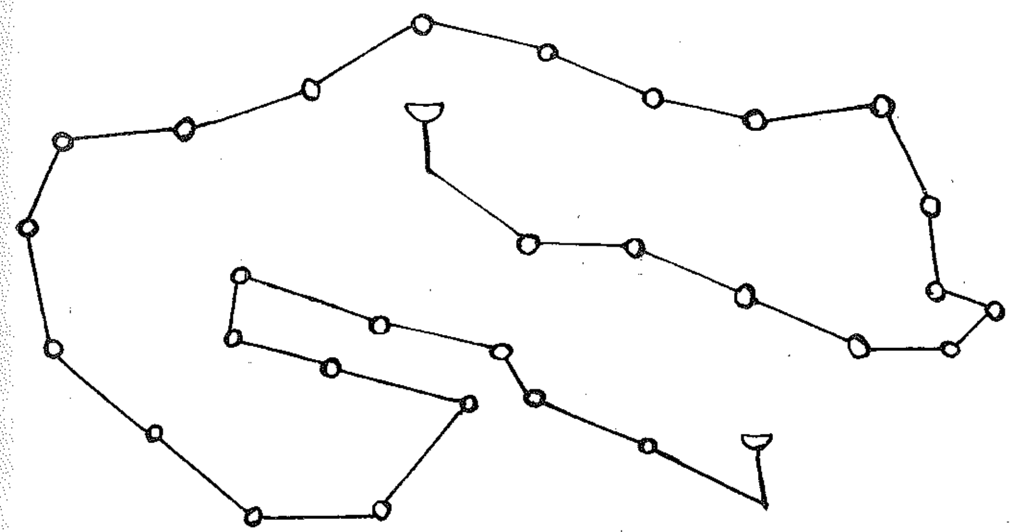


Abb. 2. Umzeichnung des Nürnberger Zämertanzes. Die Ringe entsprechen den Lederringen auf der Zeichnung; der Grundriß der Tanzfigur wird deutlich sichtbar

träger angeführt und beschlossen; deren Stock endet oben in einer Schale, in der beim ersten ein Widder, beim letzten ein Ochs steht — offenbar naheliegende Abzeichen der Metzgergilde. Sehr wesentlich ist noch der von einem Manne (links oben) getragene dürre Baum, an dem Äpfel, Kugeln oder sonstige Zierstücke hängen. Er gehört, wie Werner Köhler mit Recht annimmt, zum Frühlingsbrauchtum und entspricht wohl dem „Adamsbaum", der in Schwaben bei Frühlingszügen herumgeführt und endlich in den Brunnen geworfen wurde[15]. Ein Nürnberger Gegenstück ist der beim Urbansritt herumgetragene, mit ganz ähnlichen Zieraten versehene grüne Baum[16].

Welcher Art und welchen Ursprunges nun dieser „Zämertanz" und der entsprechende „Schwengel" in Münster gewesen ist, läßt sich aus den Beschreibungen bei Kerssenbrock und Röchell nicht mit Sicherheit erkennen. Wenn Kerssenbrock sagt: „famulorum ordines in obliquos gyros contorquet", so kann das nur heißen, daß die Reihe „in Schlangen-

[13] Berlepsch a. a. O. S. 103.
[14] Vgl. J. O. Plaßmann, Wintersonnenwende in der Symbolik des Kivikgrabes. Germanien 1939, Heft 1, S. 29 ff.
[15] Vgl. A. Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche; Jena 1936, S. 40. Über das Schembartlaufen s. ebd. S. 9 ff. Wenn Spamer allerdings sagt, wir seien durch diese fränkischen Überlieferungen „besser unterrichtet als über alle fastnachtlichen Aufzüge älterer Zeit", so läßt er dabei die ungewöhnlich reichhaltige Überlieferung aus Münster völlig außer acht.
[16] Abbildung in Germanien 1936, S. 386.

windungen ineinandergedreht“ wird. Ich möchte also an eine Tanzfigur denken, die etwa dem „Windelbahntanz“ oder dem Labyrinthtanz[17] entspricht. Das wird durch das Bild aus dem Schembartbuch bestätigt. Zeichnet man nämlich an Hand der Lederringe den Grundriß des Tanzes, so ergibt sich eine Schlangenwindung (Abb. 2), die hier ja aller-

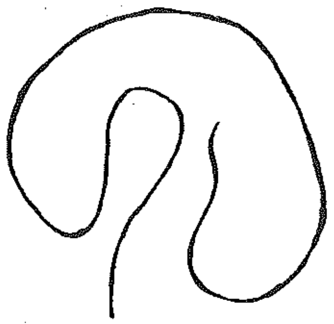


Abb. 3a.

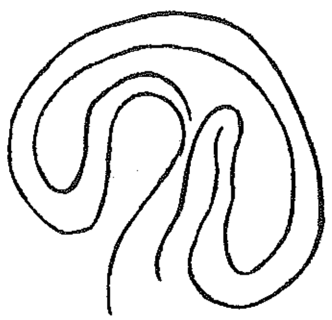


Abb. 3b.

dings nur e i n e Phase des Tanzes wiedergibt. Bei einer Vereinfachung der Grundform kommt man zu einem Gebilde (Abb. 3a), das an die allereinfachsten Grundrisse der „Trojaburg“ oder „Wurmlage“ erinnert, zumal wenn man die beiden Teile mit mehreren Windungen ausgefüllt (der „Gegenzug“) denkt (Abb. 3b). Ich will hier nur andeutend

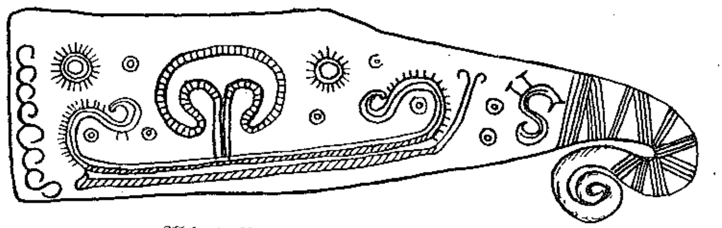


Abb. 4. Bronzerasiermesser aus Schonen

vermerken, daß diese Figur dem noch nicht befriedigend gedeuteten Gegenstand gleicht, der auf einem bronzenen Rasiermesser aus Schonen auf einem Schiffe dargestellt wird (Abb. 4) — darf man hierbei an den Schiffsumzug zur Frühlingszeit denken?

Auch auf eine andere Möglichkeit möchte ich hinweisen, die vielleicht doch auf weitere Zusammenhänge hindeutet. Die „Sigurdszeichnung“ von Ramsundsberget in Södermanland (Abb. 5) stellt innerhalb des „Wurmes“ die einzelnen Szenen von Sigurds Drachenkampf dar. Die Gestalt des Wurmes gleicht nun auffallend dem Grundriß des „Zämertanzes“, wenn man, was ja nichts Wesentliches ändert, die Zeichnung auf den Kopf stellt und seitenverkehrt darstellt (Abb. 6). Die auffallende Ausbuchtung (b) entspräche dann der merkwürdigen Schlinge des Wurmes in der Sigurdszeichnung oben; die kleinere Ausbuchtung (c) der kleineren Verschlingung des Wurmes rechts. Der Anführer des Zämertanzes (a) entspricht dem Kopfe des Wurmes, der Stabträger am Ende (d) dessen Schwanze. Mag dies zunächst nur als vager Anklang erscheinen, so ist doch zu bedenken, daß die „Wurmlage“ tatsächlich den eingerollten Wurm darstellte[18], und daß die ursprüngliche Vorstellung sicher auch die Befreiung der (Sonnen-) Jungfrau aus der Umschlingung

[17] Der bekannteste, nach 29jähriger Pause im Jahre 1935 wiedererweckte Labyrinthtanz ist das „Windelbahnfest“ zu Stolp in Pommern; vgl. Beyer, Das Windelbahnfest zu Stolp, in Volktum und Heimat 1935, ferner Ernst Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893. H. Hamkens, Trojaburgen, Germanien 1934, S. 359ff. S. Sieber, Eine Trojaburg in Pommern, Germanien 1936, S. 83ff., dort weitere Literatur. Über die Trojaburgen ist eine zusammenfassende Arbeit aus der Schule von Otto Höfler in Vorbereitung.

[18] Zahlreiche Bildbelege bei H. Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit, Bilderband Tafel 50—64.

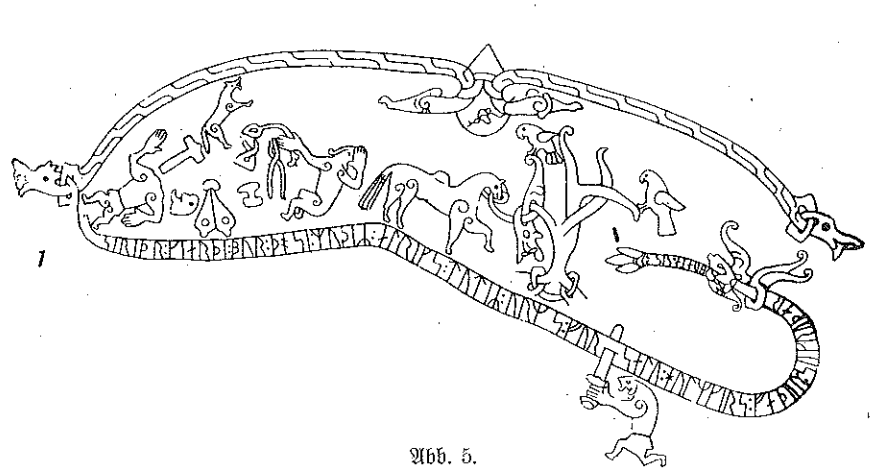


Abb. 5.

des Drachen gewesen ist, wie das auch in unseren Drachenkampfsagen zum Ausdruck kommt. So könnte immerhin die Darstellung des Wurmes noch auf solche Wurmlagen zurückgehen, die wir ja schon auf vorgeschichtlichen Felszeichnungen finden, und oft in ausdrücklicher Verbindung mit kultischen Umzügen.

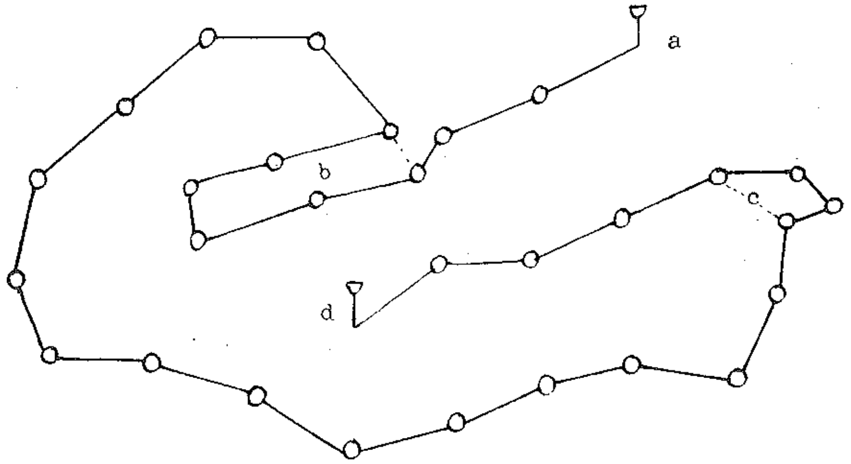


Abb. 6.

So entspräche die „Braut“, um die in Münster dieser Labyrinthtanz aufgeführt wurde, motivisch der Jungfrau in der Wurmlage; der Tanz wäre beibehalten worden, auch nachdem bei der Verpflanzung in die Stadt der ursprüngliche Schauplatz, das aus Rasen oder Steinen gebildete Labyrinth, wegfallen mußte. Unter diesem Gesichtspunkte würde denn auch die Mitführung des Drachen mit der Jungfrau — die hl. Margarete stellt hier nur die Verchristlichung einer viel älteren Gestalt dar — innerhalb der alten Sinnverbindung bleiben; der Drachenstich mit der Befreiung der „Prinzessin“ von dem Drachen ist ja bis in unsere Zeit als Volksbrauch lebendig geblieben[19]. Ursprünglich hat er sicher auch zu den Frühlingsbräuchen gehört, die dann in den Fasnachtsumzügen der Gilden ihren Niederschlag und ihre bildliche Ausgestaltung gefunden haben. Ich will dies letztere nur als Möglichkeit ausgesprochen haben; doch zweifle ich nicht daran, daß die Beibringung und Zusammenfügung weiteren Stoffes einmal die noch vorhandenen Lücken ausfüllen wird. Sie bringt dann vielleicht auch die Antwort auf die Frage, warum gerade die Metzger in den verschiedensten Gegenden solch uraltes Brauchtum fortgeführt haben.

[19] Vgl. Wolfgang Lange, Der Drachenstich in Furth im Wald; Germanien 1938, S. 369ff.

Germanisches Kulturerbe im Frühlingsbrauchtum Westfalens

Von A. Schulte, Münster

Es gibt sicher nicht viele Gegenden in Deutschland, in denen die „Kontinuität", die Wesensdauerhaftigkeit des Völkischen so deutlich in Erscheinung tritt, wie im alten westfälischen Kulturraum. Wir wissen heute, dank der Wissenschaft des Spatens, daß hier seit der jüngeren Steinzeit in dauerndem Zusammenhang Menschen fälisch-nordischer Art gewohnt haben, von deren Bauerntum heute noch die zahlreichen Steinkammergräber im Norden des Landes und die ebenso zahlreichen Steinkistengräber südlich der Lippe zeugen. Bauernland ist Westfalen über die Zeiten hinweg weitgehend bis heute geblieben. Und dieses Bauernland hat sich in seiner zähen Bodenständigkeit eine solch reiche Fülle urtümlicher geistiger Formen der germanisch-heidnischen Zeit in seinem Brauchtum erhalten, wie sie sich sonst nur selten noch auf so engem Raum nachweisen lassen. Besonders ausgeprägt ist, wie das der bäuerlichen Art entspricht, das Brauchtum des Frühlings, der Zeit der Aussaat.

Es beginnt mit dem 22. Februar, auf den heute das Fest „Petri Stuhlfeier" fällt. Scharen von Kindern ziehen an diesem Tage in den Dörfern des Sauerlandes umher und klopfen mit ihren hölzernen Hämmern, die sie eigens nur für diesen Tag besitzen, auf die Türschwellen der Häuser, wobei sie singen:

„Kloppe, kloppe Sunnenvugel,
Sinte Peiter is do.
Kleine Mius,
Gräute Mius,
Unglücke iut dem Hiuse riut!
Riut, riut, riut!"

Auf dieses Klopfen hin erscheint die Hausfrau und steckt ihnen irgendeine Gabe in den weißen Leinenbeutel, den sie um den Hals tragen.

In Oberhenneborn und einigen anderen Dörfern ziehen die Kinder dreimal um jedes Haus herum, beklopfen mit ihren Hämmern das ganze Haus, vor allem die Holzpfosten der Fachwerkbauten, und singen:

„Riut, riut Sunnenvugel,
Sinte Peiter is do,
Sinte Tigges kümmt hernoh.
Kleune Mius,
Gräute Mius,
Unglücke iut dem Hiuse riut!
Iut Schoppen un Schuiren,
Iut Kellern un Muiern,
Iut Kisten un Kasten,
Iut allen Morasten,
In den Steinklippen,
Do saßte inne sitten,
Op der Steinkiulen,
Do saßte oppe verfiulen.
Dint Johr ümme düse Tiet
Hal wie dik wier riut!"

Wieder an anderen Orten ist es Brauch (früher in Brilon), daß die Kinder bei ihrem Rundgang auf einer langen Bohnenstange einen aus Papier selbstverfertigten „Sunnenvugel" mit sich tragen.

Von einem diesem Heischegang der Sauerländer Kinder sehr ähnlichen Brauch berichtet Grimm:

„Die Wochen vor St. Peters Tag ziehen die Kinder und auch die bei den Bauern wohnenden Schweinehirten und Pferdebuben von einer Tür zu anderen und singen:

„Hedo, Sünte Peter bloset in sin Hörneken.
Alle gude Lude, die giebet uns en Körneken.
De Roggen un de Weiten, de lot en Körneken scheiten,
De Haver und de Gerste, Bohne un de Ferste,
De Linsen un de Wicken, de sollt sick hier wohl schicken,
De Ersten und de Baunen, de soll juck Sünte Peter wull launen."

Das Fest „Petri Stuhlfeier" wird im Volksmunde auch Peterstag genannt. St. Peter gehört zu jenen christlichen Heiligen, die eine germanische Gottheit „beerbt" haben. Seine Kirchen sind, wie wir wissen, vielfach an Stätten errichtet worden, die einst Thor-Donar heilig waren. Thors heilige Waffe aber war der Hammer, mit dem er in der Wintersonnenwende das Jahr spaltete und den Kampf gegen Dunkelheit und Tod führte.

So reicht die Sitte des Sonnenvogelklopfens in ferne heidnisch-germanische Vergangenheit zurück. Durch das Klopfen mit dem Hammer, der Tod und Leben zugleich bedeutet, soll alles Unglück, Unheil und alle Unfruchtbarkeit des Winters, die in den Ratten und



Abb. 1. Sonnenvogelklopfen in Fredeburg
Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg



Abb. 2. Sonnenvogelklopfen in Oberhenneborn
Aufn. Lehrer Jürgens, Oberhenneborn

Mäusen, den „kleunen un gräuten Miusen“, ihre Sinnbilder haben, aus dem Hause vertrieben und in den Stein gebannt werden. Der Sonnenvogel dagegen, der Roggen und Weizen, Hafer und Gerste, Linsen und Wicken, Erbsen und Bohnen Wachstum und Gedeihen gibt, soll befreit werden.

Verwandt mit dem Sonnenvogelklopfen ist das Fasnachtsbrauchtum. Es hat sich in seiner alten Form in Westfalen fast nur im Brauchtum der Kinder erhalten. Diese feiern am Donnerstag vor Fasnacht (also an einem Tage, der ehemals Donar heilig war) ihr „lüttke Fastobend“.

„Lüttke, lüttke Fastenacht,
Ick häwe hoort, ji härren schlacht,
Ji härren säu fette Würste makt.
Giät mi enne, giät mi enne,
Awer nit säu ne ganze klenne.
Lat dat Messer sinken
Bit midden in den Schinken,
Lat dat Messer glieden
Bit midden in de Sieden.
Lat mik nit säu lange stohn,
Ick mott näu'n Huisken wieder gohn.“

So singend und Gaben heischend, ziehen die Kinder in den Dörfern des Sauerlandes und der Haar an dem Tage von Haus zu Haus. Sie erhalten Speck, Schinken, Würste und Wurststücke, Riesenkrengel und sogenannte „Heitewecken“. Diese Gaben werden auf einen hölzernen Spieß, eine nach oben gekehrte Holzgabel oder ein Holzkreuz gehängt. Am Abend werden die gesammelten Sachen gemeinsam verzehrt.

Die Kinder feiern den nahenden Frühling und tragen zum Zeichen seines Sieges den nach oben gekehrten Spieß. Gleichbedeutend mit dem Spieß oder Speer sind die Kreuze

und die nach oben gekehrten Gabeln, welche die Form der alten Man-Rune haben. Alle diese Zeichen sind Sinnbilder des siegenden Lichtes und der Fruchtbarkeit.

Dieselbe Wurzel hat das sogenannte „Toiwenbuiten“, das heißt das Zehenbeißen, ein höchst eigenartiger Brauch, den in einzelnen Dörfern und Städten Westfalens die Erwachsenen bewahrt haben. Am Fasnachtsmontag versuchen die Mädchen, jedem Mann, dessen sie habhaft werden können, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und dann in die große Zehe zu beißen, wobei den Männern manchmal auch noch das Gesicht geschwärzt wird. Am Fasnachtsdienstag machen es die Männer bei den Mädchen und Frauen ebenso. Das Ganze ist naturgemäß mit viel Lärm und Gekreische verbunden.

Auch hier handelt es sich um verwitterte, kaum noch verständliche Überreste des Kampfes zwischen Sommer und Winter. Schon auf nordischen Felszeichnungen finden sich Zeichnungen von Fußsohlen. Sie sind nach der Deutung von Herman Wirth das Sinnbild des neuen Gehens, des neuen Jahresganges, den der junge Gott des Jahres nach Überwindung von Winterdunkel und -tod beginnt, und so werden sie auch zu Zeichen seiner nach der Wintersonnenwende mit der steigenden Sonne wachsenden Macht, die sich im Grünen und Blühen des Frühlings zeigt. Der dunkle, schwarze Vertreter des winterlichen Jahres soll in seiner Macht geschwächt, zum Hinker gemacht werden, darum beißen die Mädchen den Männern, seinen Repräsentanten, die obendrein noch als die „Dunklen“ durch das Schwärzen ihrer Gesichter gekennzeichnet werden, in die große Zehe. Umgekehrt versuchen die Männer am darauffolgenden Tage die Kraft der zu neuem Wachstum erwachten Erde, deren Vertreterinnen die Mädchen und Frauen sind, zu schwächen.

„Palm, Palm, Poasken,
Loat den Kuckuck roasken,
Loat den Kiwitt singen
Un den Geldbühl klingen.“

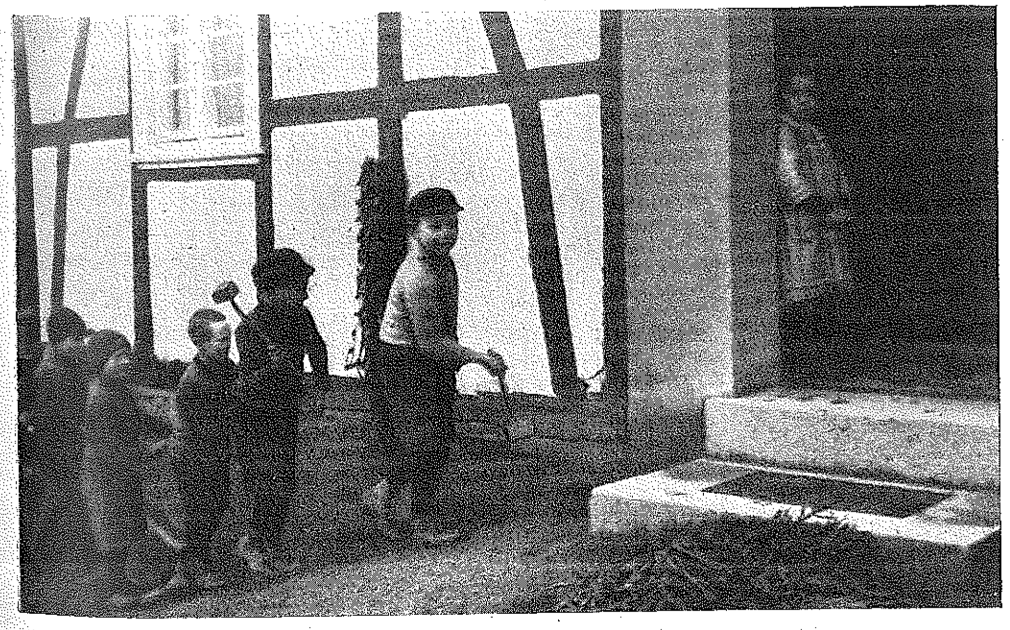


Abb. 3. Sonnenvogelklopfen in Oberhenneborn
Aufn. Lehrer Jürgens, Oberhenneborn



Abb. 4. Lütke Fasnacht in Fredeburg
Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

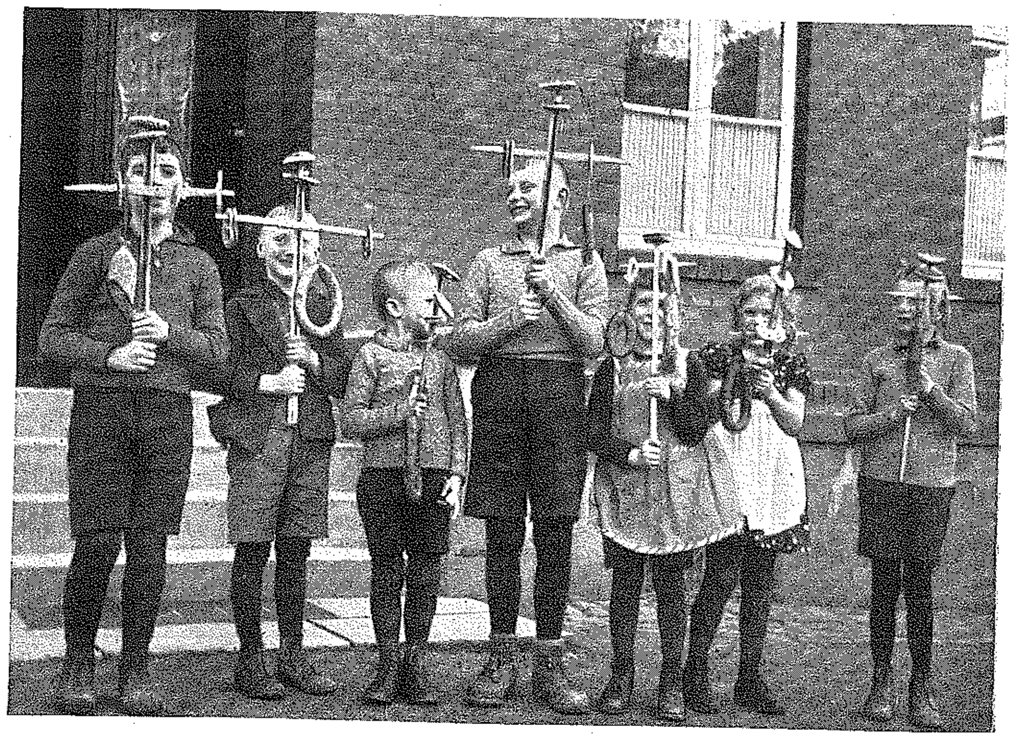


Abb. 5. „Lütke Fasobend“ in Rüthen

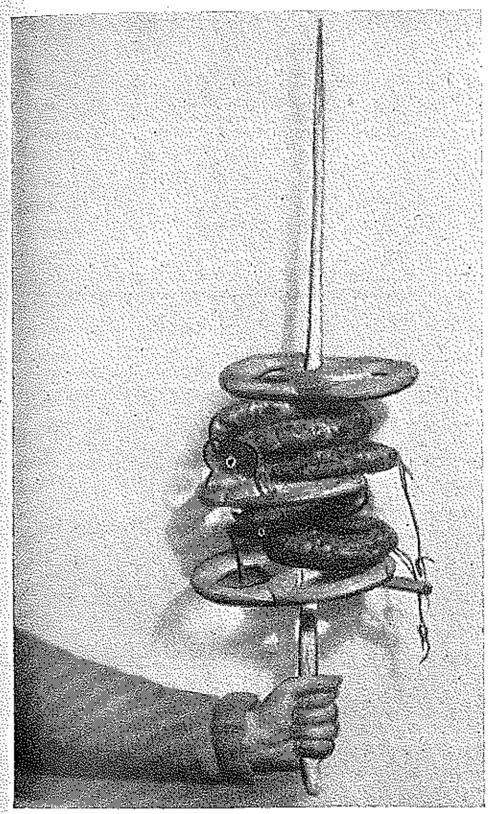


Abb. 6. Fasnachtsspieß aus Anröchte

So oder ähnlich schallen am Palmsonntag die Lieder singender Kinder durch die Straßen und Gassen der Städte und Dörfer, über Gärten, Felder und Wallhecken des Münsterlandes. Die „Palmen“, welche die Kinder dabei tragen, sind in ihren Formen ungemein vielseitig.

Einer der reichsten Palmstöcke findet sich in der Warendorfer Gegend. Um einen Holzstab winden sich kunstvoll „gekrüllte“, vom Stab selbst gedrechselte Späne in Spiralenform. Oben ist der Stab mit einem grünen Buchsbaumbündel, einem Apfel und einem Hahn aus Kuchenteig geschmückt. Am Buchsbaumbündel hängen Girlanden aus Rosinen, Korinthen, getrockneten Pflaumen und Nüssen und je an einem langen, bunten Seidenband ein vierspeichiges Rad und ein Krengel aus Kuchenteig. Ähnlich ist der Palmstock von Haltern.

In der Ibbenbürener Gegend und im Osnabrückschen wird der Palmstock aus Zweigen eines beliebigen Baumes in der Form der germanischen Man-Rune hergestellt. Die Zweige werden auch hier mit Buchsbaum, bunten Bändern und Äpfeln geschmückt.

Der Palmstock von Bocholt besteht aus einem sich mehrfach verzweigenden, weiß geschabten Ast, der reich mit Girlanden von getrockneten Früchten und Süßigkeiten behängt ist. Die Spitze der einzelnen Zweige ziert ein Buchsbaumbündel und ein Vogel aus Kuchenteig. Der Hauptzweig trägt auch hier leuchtend rote Äpfel. Von den Zweigen hängen, ähnlich wie in Warendorf, geflochtene Krengel herab.

Der Palmstock, der in den Dörfern der Haar getragen wird, besteht aus längeren Weidenzweigen, möglichst solchen mit Kätzchen, die oben und unten mit dünneren Zweigen umwickelt sind. In der Mitte sind auf einem Zweige Äpfel, vier, sechs, acht oder zwölf, aufgereiht. Oben ist der Palmen entweder mit einem Büschel grünen



Abb. 7. Palmstock aus Haltern

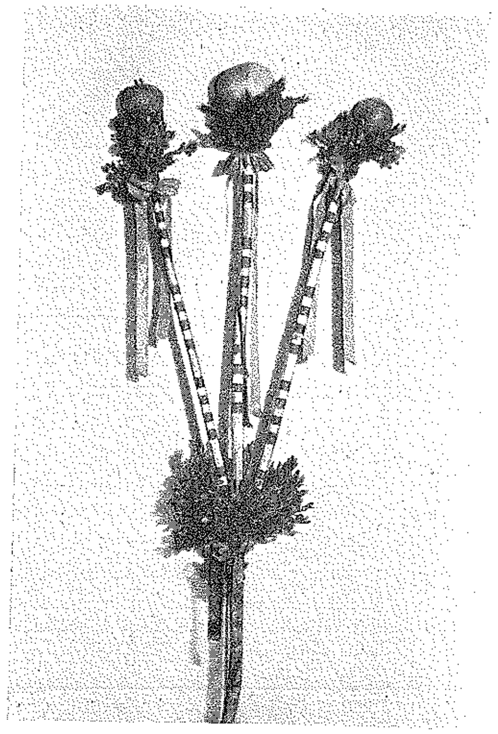


Abb. 8. Palmstock aus Ibbenbüren

Buchsbaums oder einem Kreuz aus Weidenzweigen geschmückt.

Wohl die eigenartigste Form findet sich im Vest Recklinghausen. Hier besteht der Palmstock aus einer auf einem kurzen, dicken Trägerstock befestigten Holzscheibe. In diese sind ein größeres Mittelloch für den Tragstab und vier oder sechs weitere Löcher, gleichmäßig vom Mittelpunkt aus verteilt, hineingebohrt. In jedem dieser Löcher steht ein fester, längerer Stock, auf dem je zwei oder vier Äpfel aufgereiht sind. Oben sind die Stöcke mit grünen Buchsbaumbündeln geziert, die von einem bunten Bande umschlungen sind. Von den Zweigen hängen Heiligenbilder herab.

Der im oldenburgischen Teil des alten Fürstbistums Münster getragene Palmstock besteht aus einem 1 bis 1,50 Meter langen Stock, auf dem sich in halber Höhe eine aus Papier hergestellte Kugel befindet, die mit einem farbigen, meist violetten, Papiernetz umspannt ist. Oberhalb der Kugel ist eine Schleife angebracht und darüber wiederum



Abb. 9. Fasnachts-Heischegang im westlichen Münsterland

ein Apfel. Auf der Spitze steckt ein Buchsbaumbündel.

Meist, aber durchaus nicht überall, werden diese Palmen am Morgen des Palmsonntags vor dem Hauptgottesdienst in der Kirche geweiht. Diese Palmenweihe soll aus dem fränkisch-germanischen Kulturkreis in das Brauchtum der Kirche übernommen worden sein. Nach dem kirchlich-liturgischen Weihetext deuten die Palmzweige „den Sieg an, der über den Fürsten des Todes errungen werden sollte, sie versinnbilden den Triumph des Sieges und den Reichtum der Barmherzigkeit Gottes". Darin ist ihr Gesamtsinn gegeben, schimmert ihr heidnisch-germanischer Sinn deutlich durch. Sie sind Sinnbilder des sieghaften Lebens. An diesem Gesamtsinn haben auch all die einzelnen und so verschiedenen Symbole der Palmstöcke teil. Diese sind nicht aus christlicher Tradition zu erklären, sondern nur zu verstehen als uraltes germanisches Erbgut, das die Kirche übernahm.

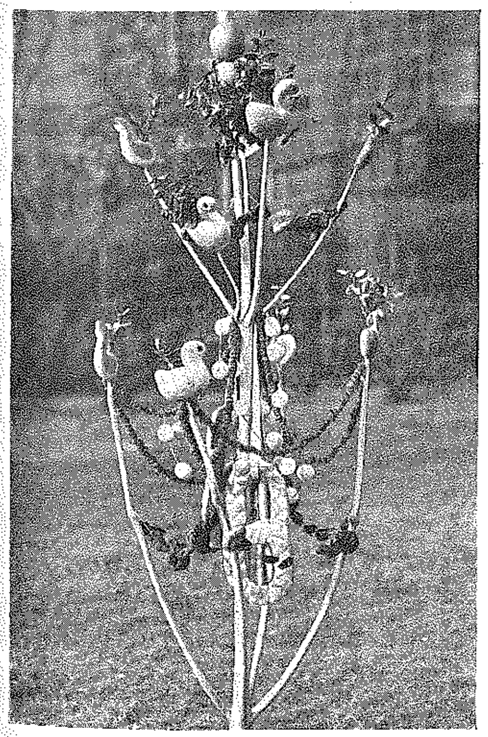


Abb. 11. Palmstock aus Bocholt



Abb. 10. Palmstock aus Warendorf

Den Lesern dieser Zeitschrift braucht nicht im einzelnen dargelegt zu werden, daß die verschiedenen Formen der bei den Palmstöcken verwandten Stäbe Sinnbilder des Welten- oder Lebensbaumes, der Welten-, Lebens- oder Irminsäule sind, daß der Palmstock aus dem Vest Recklingshausen im kleinen das gleiche Bild darstellt, das wir im großen in den Steinsetzungen in England, Schottland oder Skandinavien oder in den mit sechs, acht oder mehr Bäumen umpflanzten germa-

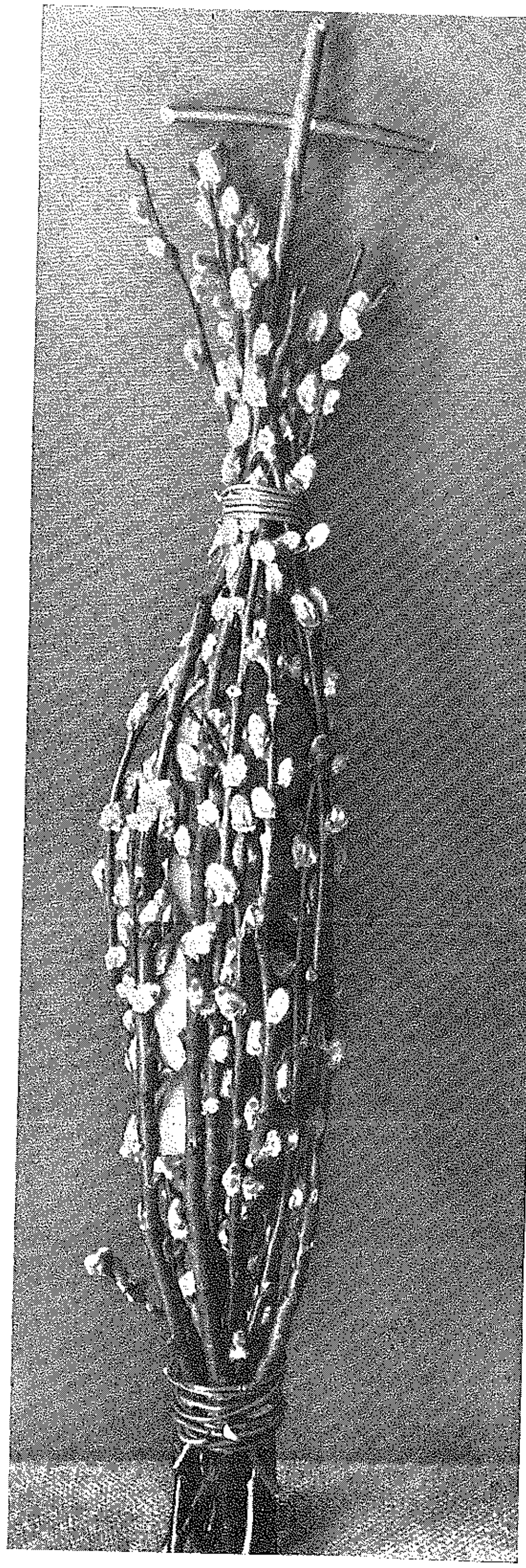


Abb. 12. Palmstock aus den Dörfern der Haar
Aufn. A. Borgas, Oelde

nischen Kultstätten unseres Vaterlandes haben. Die Büschel aus Buchsbaum, die Weidenkätzchen, die Fruchtgirlanden, die Nüsse, Äpfel, Hähne und anderen Vögel, die vierspeichigen Räder und Krengel sind gleichfalls nur aus germanischer Kultüberlieferung zu erklären.

Auch in der Verwendung der Palmen scheint sich das christliche Brauchtum weitgehend an heidnisch-germanisches angelehnt zu haben. — So wie einst nach dem Erlöschen des Herdfeuers mit Feuerquirlen vom Holz des Lebensbaumes das „Notfeuer" erzeugt wurde, so entzündet noch heute die westfälische Bauersfrau vielerorts das Herdfeuer des Ostertags mit Zweigen der geweihten Palmen; die Festsuppe und der Eierbrei werden mit einem Zweig des Palmstockes verrührt. Zum Schutz des Viehs werden Zweige im Stall angebracht. Und wenn ehemals der germanische Bauer die Erde und den Oberhimmel um Gedeihen seiner Saaten bat, so „pälmt" heute der westfälische Bauer seine Felder, indem er am Ostertag an ihren Ecken Reiser des Palmstockes in Kreuzform in die Erde steckt, daneben die Schale eines Eis mit geweihtem Wasser stellt und dabei spricht:

„Ich pälme dich am heilgen Ostertag,
Gott bewahre dich vor Wetter und
Hagelschlag."

Am Abend des ersten Ostertages leuchten dann in den Städten und Dörfern die Osterfeuer auf. Bekannt sind die Osterräder von Lügde und die Form des Attendorner Osterfeuers, das, wie die Palmstöcke von Ibbenbüren und Osnabrück, die Form der Man-Rune verwendet[1]. Ein ähnliches Osterfeuer wurde noch vor kurzer Zeit in Fredeburg ab-

[1] Vgl. Plaßmann, Runenformen in brauchtümlichen Sinnbildern. Germanien 1936, S. 130ff.

gebrannt. Es war von zwölf kleineren Feuern umgeben, von denen man sagte, es seien die zwölf Apostel mit Christus in der Mitte. Bedenkt man, daß die zwölf Apostel „irminsuvel der Christenheit" heißen, so wird man nicht fehlgehen, wenn man in diesem Osterfeuer, das Christus mit den zwölf Aposteln darstellen sollte, alte Reste des germanischen Jahresringes vermutet, wie ihn die Steinkreise des Nordens darstellen.

Der Sinn der Maifeier war die „heilige Hochzeit" zwischen Himmel und Erde. Letzte Erinnerungen an germanische Kultfeiern dieser großen Hochzeit sind im westfälischen Brauchtum noch vielfach erhalten, wenn auch meist zum Kinderspiel herabgesunken.

In Borken wird am 1. Mai auf Straßen und Plätzen die sogenannte „Tremse" aufgehängt. Sie hat die Form einer Glocke. Ihr Gerüst ist aus Reifen gebildet, die durch Draht oder Bindfäden miteinander verbunden sind. Diese Drähte sind überzogen mit Stielchen von weißen Tonpfeifen. Die Reifen tragen eine Verdickung von Holzwolle



Abb. 14. Palmstock im Oldenburger Münsterland

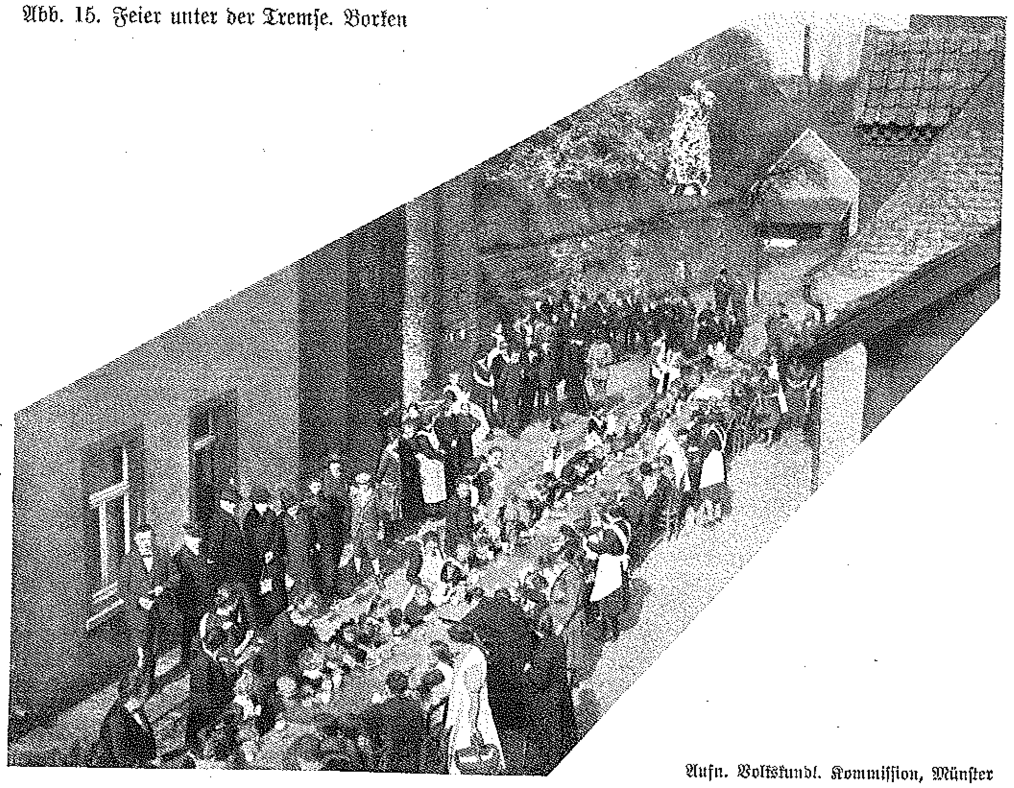


Abb. 13. Palmstock aus dem Vest Recklinghausen

und sind mit Buntpapier umwickelt. Aneinandergeschnürte Eierschalen und Buntpapier hängen in langen, oft doppelten Girlanden herum. Im Innern der Tremse hängt „de Duwe" (Taube) aus Holz oder Torf geschnitzt, zwei rote Maikirschen im Schnabel haltend. Diese Tremse hängt an einem Seil, das quer über die Straße gespannt ist.

Am Nachmittag des 1. Mai trinken die Kinder einer Straße oder einer Nachbarschaft unter ihrer Tremse Kaffee. Sie werden von den älteren Mädchen, den „Bäsen", reichlich mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Nach dem Kaffee gehen die Mädchen auf die benachbarten Wiesen, um Blumen zu holen, mit denen die Straße unter der Tremse bestreut wird. Die Jungen holen aus dem nahen Wald eine Kiefer. Sie wird in einer Tonne befestigt und unter der Tremse aufgestellt. Abends wird dieser Maibaum mit „Fackeln" behängt. Dann beginnt um ihn herum ein lustiges Kreisspiel. Jung und alt singt bekannte Volkslieder, von denen vor allem zwei bemerkenswert sind.

Abb. 15. Feier unter der Tremse. Borken



Aufn. Volkskundl. Kommission, Münster

„Es stehn zwei draußen vor der Tür,
Die noch so einsam wandern,
Mach auf, mach auf die Gartentür
Wir haben noch was zu suchen.
Dies ist mein Schatz, den ich so lieb',
Den ich so herzlich liebe.
Komm reich mir deine rechte Hand,
Die linke auch zum Unterpfand,
Denn gestern war ein Feiertag,
Den wollen wir heut noch feiern."

Und das andere:

„Jammer, Jammer höre zu, was ich euch will sagen,
Hab' verloren meinen Schatz auf Lamberti-Abend.
Will mal gehen, um zu sehen, ob ich ihn nicht finden kann.
Sehet, dieser ist mein Schatz, den mir Gott gegeben hat,
Falle nieder ihm zu Füßen, seine Hand zu küssen."

Die Tremsen bleiben den ganzen Mai über hängen. Das Spiel um den Maibaum findet wöchentlich zwei- oder dreimal statt, bis alle Nachbarschaften sich gegenseitig einmal eingeladen haben. Am letzten Maitag wird der Maibaum verbrannt, die Tremsen werden abgenommen.

In Oelde, früher auch in Harsewinkel, wird am ersten Pfingsttag eine mit Grün geschmückte Pyramide auf dem Markt und an Straßenkreuzungen aufgestellt, Pinxenstauhl oder Pfingstenkranz genannt. Sie ist ein aus Fitzbohnenstangen gebildeter Dreifuß, der mit Blumen und Grün umwunden und mit Fähnchen und Fackeln behängt wird. Um ihn herum tanzen an den beiden Pfingsttagen nachmittags die Kinder, abends auch die Erwachsenen, in alten herkömmlichen Pfingstenkranzlieder: „O Buer, wat kost Ju Hei?", „O Bauer, hast du Geld", „Guter Freund, ich frage dir", „Laot us singen dat nie Leed" usw. Sind die Kinder im Laufe des Nachmittags die eintönige Kreisbewegung leid, so bilden sie eine lange Kette und rennen wohl eine ganze Stunde lang durch die Stadt. Dabei bilden das erste und das letzte Paar abwechselnd eine enge Pforte, welche die ganze Schar in gebückter Haltung durchkriechen muß. Unter Aufbietung ihrer ganzen Lungenkraft singen sie dazu:

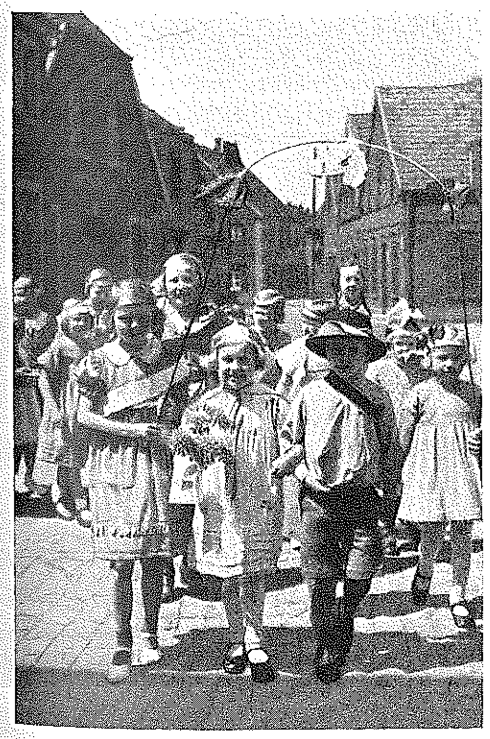


Abb. 17. „Pingstebrut" in Ramsdorf
Aufn. Volkskundl. Kommission, Münster

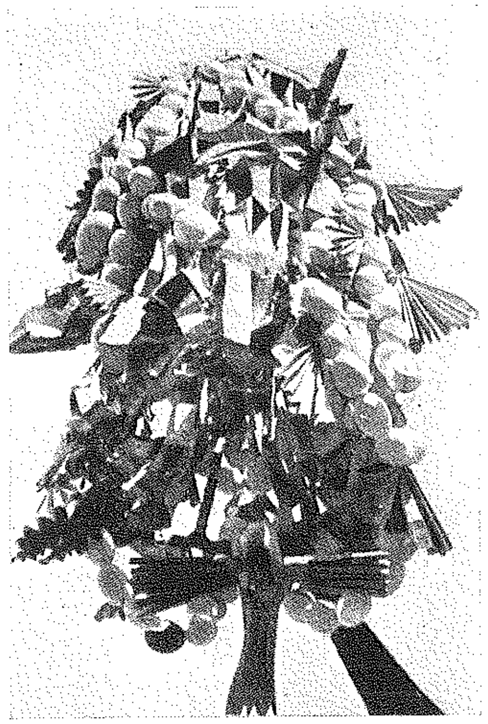


Abb. 16. Tremse. Borken
Aufn. Volkskundl. Kommission, Münster

„Kroup, Füösken, düör den Tun,
Ick sin swatt un du bis brun,
Jagen wir das Häslein wohl durch den
Häslein jagen wollen wir. [Zaun,
Kroup, Füösken, düör den Tun!"

Im westlichen Münsterland wird zu Pfingsten das Fest der „Pingstebrut" gefeiert. Auch hier ist die Jugend Träger des Brauchs. Acht Tage vor Pfingsten sammeln die beiden ältesten schulpflichtigen Mädchen Geldspenden in der Nachbarschaft. Das Geld wird für die Herrichtung einer Kaffeetafel verwandt, die am Nachmittag im Freien hergerichtet wird und reich mit grünen Birkenzweigen geschmückt sein muß. „Pingstebrut" ist das älteste noch nicht schulpflichtige Mädchen, Pingstemann der älteste noch nicht schulpflichtige Knabe. Die Pingstebrut wird mit weißem Kleid, Brautschleier und Kränzchen geschmückt, der Pingstemann trägt einen farbenbunten Papierhelm und eine breite Schärpe. Um die Mittagsstunde sammeln



Abb. 18. Pfingststuhl in Oelde
Aufn. Anny Borgas, Oelde

sich die Kinder der Nachbarschaft im Pingsthus, dem Elternhaus der Pingstebrut. Dort wird im Freien Kaffee getrunken. Danach beginnt der Rundgang. Pingstemann und Pingstebrut führen den Zug. Sie gehen unter dem buntgeschmückten Pfingstbogen. Dem Brautpaar folgen zwei Kinder mit Körbchen, die Blumen streuen. Die übrigen Kinder schließen sich paarweise an. Zum Schluß geht ein Junge mit einer Sammelbüchse und ein Mädchen mit dem Gabenkorb. An jedem Hause der Nachbarschaft macht der Zug halt und singt das folgende oder ein ähnliches Lied:

„De Pingstebrut, de got herut
Van hier na doar, mit kruse Hoar.
Eeen Ei, dat bat us nich,
Fifuntwintig up den Disk,
Dann wet de Brut, dat Pingsten is,
Laot us nich so lange staon,
Wie müet nao'n Hüsken wider gaon."

Unverkennbar liegt all diesen Pfingstbräuchen der Gedanke eines Hochzeitsfestes zugrunde, das einst in ferner Vorzeit von den germanischen Sippen zu Ehren der beiden kosmischen Mächte, des Himmels und der Erde, begangen wurde. Urtümlicher in ihren Formen sind freilich der Oelder Pfingstkranz und die Borkener Tremse.

Nach A. van Scheltema gibt es eine Reihe bedeutsamer Anzeichen dafür, daß das makrokosmische Ereignis, die Verbindung von Himmel und Erde, schon sehr früh durch das mikrokosmische, durch die Verbindung der Geschlechter symbolisch begleitet wurde. Ob

das vielleicht auch der Grund dafür ist, daß der westfälische Bauer heute noch die Zeit dieser Frühlingsfeste für die günstigste zum Hochzeithalten hält, wie er sagt: „Soe tüsken Säggen un Mäggen" (Säen und Mähen)?

So führt uns das westfälische Frühlingsbrauchtum weit zurück in die germanische Vorzeit. Das aus ihm zu erkennende religiöse Kulturbild entspricht nicht, um wiederum mit van Scheltema zu sprechen, der spätgermanischen Wander- und Heldenzeit, „sondern jener tausendjährigen Kulturstufe der nordischen Bronzezeit, in der das vorzeitliche Bauerntum seine höchste und reinste Blüte erlebte und eine sehr besondere, einheitliche und doch reich gegliederte, geistige und doch innig der Natur verbundene Weltanschauung entwickelte".

Weltsäule und Weltnagel

Von Otto Huth

Als Äußerung Varros überliefert Augustin, daß Jupiter bei den Römern Tigillus heiße, „weil gleichsam ein Holzbalken die Welt zusammenhält und stützt"[1]. Die Weltsäule ist hier also in Verbindung mit dem höchsten Gott gebracht, der bei anderen Indogermanen auch als Hüter der Weltordnung bekannt ist. Außer an dieser einen Stelle hören wir im altrömischen Schrifttum nichts von der heiligen Weltsäule. Nur sprichwörtliche Redensarten weisen auf sie hin; so spricht Horaz von einer „stehenden Säule" und meint damit die bestehende Ordnung der Dinge[2]. Ähnlich wie wir heute noch spricht der Römer von einer Säule des Staates oder der Familie[3]. Richtig bezeichnet Preller also Jupiter Tigillus als Gott der Weltordnung. Dagegen meint neuerdings Weinstock, an die varronische Deutung des Namens Tigillus glaube heute wohl niemand mehr[4]. Man müsse vielmehr, falls der Name überhaupt mehr sei als antiquarische Gelehrsamkeit, an das „tigillum sororium", den Schwesterbalken, anknüpfen. „Da dieses tigillum sororium ursprünglich ein Fetisch war, dem man ... am 1. Oktober Opfer darbrachte, so kann sich daraus ein Jupiter Tigillus entwickelt haben." Die Auffassung Weinstocks dürfte kaum haltbar sein, denn das tigillum sororium ist ein waagerechter Balken, der über einem Weg in die Außenwände zweier gegenüberliegender Häuser eingelassen ist, so daß man unter ihm durchschreiten kann. Die römische Überlieferung weiß, daß es der letzte Rest eines hölzernen Torgestells ist, das an derselben Stelle einst sich befand und einem Sühneritus diente. An diesem Holztor wurde dem Torgott Janus und der auch sonst mit ihm verbundenen Juno geopfert, nicht aber Jupiter[5]. Daraus dürfte sich ergeben, daß die Annahme einer Entwicklung des Jupiter Tigillus aus dem tigillum sororium zumindest höchst unwahrscheinlich ist. Auch ist unerklärlich, wie Varro diesen waagerechten Querbalken als Stützsäule auffassen konnte. Die Überlieferung anderer indogermanischer Völker, insbesondere der den Italikern so überaus nahe verwandten Germanen, läßt keinen Zweifel daran, daß Varro uns die Weltsäule als Himmelsstütze und Sinnbild der Weltordnung bezeugt. Es wäre ein sonderbarer Zufall, wenn Varro eine Vorstellung erfunden hätte, die als altindogermanischer Mythus bekannt ist. Durch eine andere altrömische Überlieferung läßt sich überdies die vorgetragene Auffassung weiter stützen. Im kapitolinischen Tempel wurde jährlich an den Iden des September von der höchsten obrigkeitlichen Person des römischen Staates ein Nagel eingeschlagen. Während der ersten Jahre nach der Gründung des Tempels wurde dieser Nagel

[1] Aug., civ. dei VII, 11: Jupiter Tigillus ... quod tanquam tigillus mundum contineret ac sustineret.
[2] Horat., od. I, 35, 13: stantem columnam.
[3] Preller-Jordan, Römische Mythologie I, S. 258 f.
[4] Pauly-Wissowa, R. E. 1936 unter Tigillus.
[5] Nähere Angaben bei Verf., Janus, 1932, S. 61 f.

jährlich von dem Konsul eingeschlagen. Später, seit der Einführung der Diktatur, fiel dem Diktator diese Aufgabe zu. Der ehemals jährlich regelmäßig geübte Brauch wurde nun nur noch hin und wieder ausgeführt. Der vom Diktator eingeschlagene Nagel soll sühnende und beruhigende Wirkung gehabt haben[1]. Das Aufhören einer Seuche wurde mit dem Einschlagen eines Nagels in Verbindung gebracht[2]. Später wurde der Brauch nur noch ausnahmsweise ausgeführt und in diesem Fall ein besonderer „Diktator des Nageleinschlagens" gewählt (dictator clavi figendi causa); so im Jahre 391 der Stadt wegen einer Seuche und im Jahre 423, als Giftmorde, die patrizische Matronen verübt hatten, große Erregung hervorriefen. Bei Horaz ist der Nagel ein Bild der ehernen Notwendigkeit[3]. Den Sinn dieses altrömischen Brauches des Nageleinschlagens erklärt die nordgermanische Überlieferung. Man darf annehmen, daß dieser Nagel in eine Säule des Tempels eingeschlagen wurde. Seine jährliche Erneuerung bedeutet die immer wiederholte Befestigung der Weltordnung. Die nächste Parallele ist der Reginnagli, „Gottheitsnagel", in der Hochsitzsäule bei den Nordgermanen. Hier ist ferner der Name Veraldarnagli, „Weltnagel", belegt. Über diesen nordgermanischen heiligen Nagel erlaubt uns die lappische Überlieferung weiteres auszusagen[4]. Die Lappen haben die Vorstellung von der Weltsäule wahrscheinlich von den Germanen übernommen oder jedenfalls entsprechende ältere Vorstellungen unter germanischem Einfluß umgebildet. Daran ist kein Zweifel, daß die lappische Überlieferung ein Zeugnis für nordgermanischen Mythus und Kult ist. Die Lappen erzählen von der Weltsäule, die ihnen als Abbild des höchsten Gottes gilt, daß sie die ganze Welt stützt. Alljährlich wird einem Holzpfahl, der als Nachbildung der Weltsäule gilt, ein Opfer dargebracht, damit der Gott die Welt nicht fallen lasse. Ferner wird bei besonderen Anlässen, zum Beispiel bei Sonnen- und Mondfinsternissen, die als Störungen der Weltordnung aufgefaßt wurden, ebenfalls bei dem Kultpfahl, das heißt also der Weltsäule, geopfert. Daraus ergibt sich, daß diese Weltsäule zugleich das Sinnbild der Weltordnung war. In dieser lappischen Kultsäule ist oben ein Nagel angebracht, das Abbild des Polarsterns. Die Weltsäule ist also die Himmelsachse, die sich im Polarstern dreht. Der Lappe Turi erzählt, der Polarstern hält den Himmel hoch; wenn er herabfällt, gerät die ganze Erde in Brand, und alles geht zugrunde. Der Nagel ist der Drehpunkt der Säule, der die alles stützende Säule hält. Damit ist auch der nordgermanische und der altrömische Nagel erklärt. Wenn wir im Nordgermanischen die Weltsäule mit dem göttlichen Nagel finden, so dürften auch in Altrom Nagel und Säule ursprünglich verbunden gewesen sein, wie wir oben bereits annahmen. Jupiter Tigillus und der Nagel im Tempel des Jupiter sind zwei zusammengehörige Dinge. Die altrömische Überlieferung von der Weltsäule kann somit als gesichert gelten.

Sonnengott und Hakenkreuz auf einer römischen Münze

Von Theobald Bieder

In dem Schrifttum über das Hakenkreuz stand bis jetzt fest, daß es keine römische Münze mit diesem Sinnbilde gäbe. Jörg Lechler bezeichnet es in seinem Hakenkreuz-Buche, 1921, 2. Auflage, 1934, als auffallend, „daß wir das Hakenkreuz weder auf Münzen (der Römer) noch als Götteremblem angewendet sehen". Auch ich mußte mich in meinen Darstellungen dieser Ansicht anschließen. Jetzt ist aber doch in meiner Sammlung antiker Münzen eine hakenkreuzgeschmückte römische Münze aufgetaucht:

Kleinbronze (Durchmesser 19:20 Millimeter) des Kaisers Licinius I. (307 bis 323 n. Zw.),

[1] Liv. VII, 3.
[2] Liv. VIII, 18.
[3] Horat., od. I, 35, 18; Preller-Jordan, Römische Mythologie I, S. 259 f.
[4] Vgl. Axel Olrik, Ragnarök, B. 1922, S. 400 ff.



Licinius-Münze

Hauptseite: Belorbeerte Büste des Kaisers nach rechts.

Umschrift: Imp. Licinius P. F. Aug. (Imperator Licinius Pius Felix Augustus).

Rückseite: Der stehende Sonnengott von vorn, aber sich nach links wendend; er hat den rechten Arm erhoben; sein Gewand hängt über dem linken Arm; in der linken Hand trägt er eine Kugel.

Umschrift: Soli Invicto Comiti (Dem Sonnengott, dem unbesieglichen Begleiter); im Abschnitt unten: R. P. (= Roma prima, d. h. erste Prägestätte von Rom; im Felde links: R, darunter das Hakenkreuz, im Felde rechts: F).

Weder in Münzwerken noch in Verzeichnissen habe ich diese Münze gefunden, doch halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß manche Sammlung sie besitzt, ohne daß ihr Besitzer auf das Hakenkreuz aufmerksam geworden wäre.

Die Zusammenstellung des Hakenkreuzes mit dem Sonnengotte ist eine neue Bestätigung dafür, daß das Hakenkreuz ein Sinnbild der Sonne und ihrer Verehrung ist. Dennoch ist die Frage, wie unser Sinnbild auf die Münze gelangt ist, nicht leicht zu beantworten, weil wir es eben in Rom sonst nicht antreffen. „Seit der Gründung der Stadt Rom, 753 v. Zw." — schreibt Lechler a. a. O. — „finden wir kaum noch Hakenkreuze in Italien; es scheint völlig vergessen zu sein, und auch bei seinem Wiedererscheinen in der Kaiserzeit ist es offenbar nicht einheimisch italienisch." Das trifft allerdings auf die Münze zu, die Lechler auf S. 51, Nr. 25, abgebildet hat; es ist ein Vierdrachmenstück von Rhegion (dem heutigen Reggio) aus der Zeit von 415—387 v. Zw., das griechischen Ursprungs ist. Ihm ist aber eine Schwerkupfer-Unze aus der Zeit nach 334 v. Zw. unbekannt geblieben, die im Mai 1914 bei einer Versteigerung in München aufgetaucht ist (in meinem „Hakenkreuz" abgebildet als Nr. 24). Diese Münze, die auf der einen Seite ein vollkommen ausgebildetes, nach links gewendetes Hakenkreuz zeigt, gehört aber auch der Stadt Rom selbst nicht an, sondern einer uns unbekannten mittelitalischen Gemeinde. Aus dem ganzen Raum zwischen dieser und der jetzt vorliegenden Licinius-Münze ist bis jetzt kein Stück mit dem Hakenkreuz bekannt geworden. Und jene mittelitalische Münze liegt von der Regierungszeit des Licinius etwa so weit zurück, wie die Herrschaft Rudolfs von Habsburg von der Gegenwart.

An ein Wiederaufleben unseres Sinnbildes aus örtlichen Beziehungen ist hier also nicht zu denken. Wohl kommt der Sonnengott schon früher vor, auf einer Münze des

Gallienus allerdings nur in der Umschrift „Soli comiti" (Darstellung des Pegasus), ähnlich der unsrigen, aber auf einer Münze des Macrianus des Jüngeren mit der Umschrift „Soli invicto". Der „Sol invictus" aber spielt im Römischen Reiche eine besondere Rolle als höchste Sonnengottheit der aus Persien stammenden Mithras-Religion. Nach Aussage der Münzen (die auch für mythologische und religionsgeschichtliche Beziehungen gute Führer sind) hat sich der Mithras als „Sol invictus" also in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Rom heimisch gemacht.

Aus Asien stammte aber auch das Christentum, das, wie bekannt, auch das Hakenkreuz nach Rom gebracht hat — nicht etwa aus eigenem Besitz, sondern durch Übernahme aus dem arisch gebliebenen Orient. Beide Religionen, der Mithrasdienst und das Christentum, platzten — ohne Rücksicht auf einheimische Kulte — im Römischen Reiche aufeinander, und der Kampf muß den höchsten Grad erreicht haben, als das Christentum durch Constantin staatliche Anerkennung fand. Nun wurde Christus der „Sol novus verus invictus", was eine „Wertsteigerung" über die Benennung des Mithras hinaus bedeutete. Und um die Anhänger des Mithraismus für sich zu gewinnen, übernahmen die Christen vom Mithrasdienst das Fest der Wintersonnenwende, das bei jenem das Geburtsfest des „Sol invictus" war und am 25. Dezember begangen wurde. Die endgültige Übernahme erfolgte im Jahre 354. Ja, wann haben denn die Christen vorher das Geburtsfest Christi gefeiert? Überhaupt nicht! Wir können darüber Ergötzliches bei Paul de Lagarde (Altes und Neues über das Weihnachtsfest, 1891) lesen: „Der Geburtstag Jesu wäre vermutlich der Kirche im Gedächtnis geblieben, wenn die Kirche ein Werk Jesu gewesen wäre ... Christi Geburtstag war nach dem bürgerlichen Kalender nicht anzugeben. Was der Rationalismus als einen Mangel der Evangelien ansieht, das Fehlen standesamtlicher Genauigkeit in den über die Anfänge des Lebens Jesu gemachten Angaben, ist dem Historiker ein wertvoller Fingerzeig darauf hin, daß schon den noch ungeschulten ältesten Schriftstellern der Kirche die erste Zelle der Kirche mehr war als ein Weiser aus Nazareth."

Bei diesem Ineinanderfließen mithräischer und christlicher Vorstellungen zu einer Zeit, da unsere Münze geprägt wurde, könnte sich die Vermutung einstellen, daß das auf ihr erscheinende Hakenkreuz auf christlichen Einfluß zurückgeht, zumal schon von dem Sohne des Licinius (gest. 326) Münzen mit dem Monogramm Christi (gebildet aus den griechischen Buchstaben Chi und Rho) bekannt sind. Abgesehen davon, daß die Christen, wie bereits erwähnt, das Hakenkreuz nicht erfunden, sondern aufgegriffen haben, können wir die Vermutung auch aus dem Grunde verabschieden, weil der Vater Licinius ein Heide und Feind des Christentums war; er wird daher in der Hauptstadt Rom, der Prägestätte der Münze, keinen christlichen Stempelschneider angestellt oder überhaupt christliche Sinnbilder gefördert haben. Aber ob Mithraismus oder Christentum, das bleibt in unserem Falle gleichgültig, denn bei beiden steht hinter dem Hakenkreuz der Zusammenhang mit der indogermanischen Sonnenreligion.

Über den älteren Licinius weichen Darstellungen und Beurteilungen voneinander ab. Nach der vorletzten (7.) Auflage des Lübkerschen Reallexikons des klassischen Altertums (1891) stammte er aus Dacien; als er 313 Alleinherrscher des Ostreiches wurde (vorher regierte er mit Constantin zusammen), verhängte er harte Verfolgungen über die Christen. Nach der letzten (8.) Auflage desselben Lexikons (1914) war er ein Illyrier und dem Christentum nicht feindlich gesinnt, „aber die Berichte schildern ihn wegen des Kampfes gegen Constantin als erbitterten Gegner des neuen Glaubens". Das ist wohl nicht ganz richtig gesehen. Es können hier nicht alle Geschehnisse während des Zusammenwirkens des Constantin und des Licinius aufgezählt werden. Da aber alles in enger Verbindung mit dem werdenden und kämpfenden Christentum steht, sei auf die mit großer

Aufrichtigkeit geschriebene Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi von Wilhelm Zimmermann (2. Aufl., 1869) verwiesen. Zu dem dritten, der Religionsfreiheit dienenden Erlasse des Constantin und des Licinius vom Jahre 313 lesen wir da im ersten Bande, die Kaiser hätten Religionsfreiheit beschlossen, „damit ihnen die höchste Gottheit, deren Religion sie mit freiem Geiste ergeben seien (cujus religioni liberis mentibus obsequimur), in allem ihre gewohnte Gunst und Huld erzeigen möge". Diese letzten Worte zeigen den religiösen Standpunkt, welchen Constantin, und mit ihm Licinius, damals einnahm. Constantin ist nach dieser Stelle weder Christ noch Heide, sondern „Verehrer der höchsten Gottheit", und seine Religion ist die des freien Geistes, mit der er sich über alle Volksreligionen stellt und sich an keine bindet".

Wenn Constantin später andere Wege beschritten hat, welche zum Konzil von Nicäa führten, so bleiben die angeführten Sätze doch für Licinius bestehen, der sich schon 314 von Constantin getrennt hatte. Auch nach dieser Darstellung kann das Hakenkreuz hier kein christliches Sinnbild sein; sollte es eine Religion verkörpern, so käme eben nur die des „freien Geistes" in Betracht. Das Nächstliegende aber bleibt, in ihm auch hier nur ein Sinnbild der Sonne zu erblicken, wie es dies schon Jahrhunderte und Jahrtausende vorher gewesen ist. Ohne an irgendwelche örtlichen Beziehungen oder an irgendwelche besonderen Religionsformen anknüpfen zu müssen, hat unser Sinnbild hier eine Wiedergeburt aus uralter Vorstellung gefunden.

Das Ahnenerbe

Deutsches Land kehrt heim!

Im Ahnenerbe-Stiftung-Verlag ist soeben zur Jahresfeier der Heimkehr der Ostmark in das Reich ein Buch „Deutsches Land kehrt heim! Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden" erschienen. Dem Vorwort zu diesem Werk, das 147 Seiten umfaßt, entnehmen wir folgendes:

Dies Buch verdankt seine Entstehung unmittelbar der atemlosen und fast unglaubhaften Erregung und Begeisterung jener Tage vor nunmehr einem Jahre, in denen der deutsche Rundfunk die ersten und sich dann immer mehr überstürzenden Nachrichten von dem gewaltigen Geschehen an unserer Südostgrenze in die Welt hinaussandte. In jenen heute schon fast traumhaft erscheinenden Frühlingstagen sind die Ätherwellen Träger einer völkischen Erregung und Bewegung gewesen, wie noch nie zuvor und wie es nicht so leicht ein zweites Mal möglich sein wird. Wenn man auf Märkten und Gassen, in Häusern und Hütten mit dem Jubelschrei eines befreiten Volkes den Herzensschlag einer ganzen Nation vernehmen konnte; wenn es durch hundert Millionen zuckte und mit der Vorstellung eines größeren Reichsraumes auch die Herzen sich weiteten — so mußte sich in denen, für die deutsche Geschichte ein Wissen und ein stets bereites Erleben zugleich ist, mit dem Blick über die neugewonnene Weite auch der Blick in die unerhörte und an farbigem Leben und Wesen überreiche Tiefe öffnen, die wir deutsche Vergangenheit nennen, die aber der Ganzheit des völkischen Fühlens eine immer nahe und dem Erleben zugängliche Gegenwart ist.

Der hohe Schwung dieser Tage machte es möglich, in einem halben Monat einen Stab von Mitarbeitern aus dem Altreich und aus der befreiten Ostmark aufzubieten, die aus dem hohen Erleben der Zeit den Blick in die Vergangenheit richteten und in einer Reihe von Aufsätzen das Bild jenes deutschen Österreichs zeichneten, das nun wieder mit all seinen völkischen Kräften und seinem völkischen Sehnen deutsch sein durfte, wie seit tausend Jahren. Und es gelang, noch vor den Wahlen im April den Heimgekehrten vom ältesten germanischen Volksboden aus den Gruß zu entbieten in Gestalt einer Sonderausgabe unserer Zeitschrift „Germanien". Was der Frühling gebracht hatte, das wurde im Herbst mit der

Heimkehr des deutschen Sudetenlandes vollendet.

Wenn wir jetzt diese beiden Hefte, vermehrt um viele Beiträge angesehener Forscher, in diesem Buche vereint vorlegen, so soll dies ein Denkmal der großen Zeit sein, die vor einem Jahre anhob; eine Mahnung aber auch, nicht allzu schnell zu vergessen, was uns an unerhörtem Erleben beschieden war, als **das Reich** der Deutschen auf tausendjährigen Grundfesten neu errichtet wurde, um tausend Jahre zu überdauern.

Hieb und Stich

„Das Problem der Chronologie in der Vorgeschichte" will Professor Dr. Herbert Kühn-Berlin nun gelöst haben, und zwar durch die Entdeckung eines „ganz neuen Mittels zur Datierung, das eigentlich erstmals die exakte Datierung erlaubt". (Vgl. „Forschungen und Fortschritte", 14. Nr. 28, S. 310.) Bisher nämlich wurde die typologische Methode verwendet, indem aus der erkannten Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit zweier ortsverschiedener Fundstücke auf ungefähre Gleichzeitigkeit der zugeordneten Kulturen geschlossen wurde. Diesem Verfahren wird vorgeworfen, daß es an dem ungewissen Faktor der Dauer kranke, weil „außerhalb eines bestimmten Kulturkreises die Formen eines anderen unbestimmt lange fortleben". Das ist zweifellos richtig, und die neuere Geschichtsforschung hat darum mit vollem Recht die Frage in den Vordergrund gerückt, ob Funde und Fundgruppen bodenständig oder entliehen, Import sind. Hier geht es in erster Linie um die Frage, wann die Jungsteinzeit endete und die Bronzezeit begann, also um die Ursprungsbeziehung der ältesten Bronzefunde. Hierüber hat W. Witters-Halle Entscheidendes erarbeitet; auf sein Werk „Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis", dessen 2. Bd. („Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt") eben bei Kabitzsch erschienen ist, sei mit Nachdruck hingewiesen, weil hier der wichtige Beweis dafür erbracht wird, daß die mitteleuropäische Erzgewinnung zeitlich etwa mit der vorderasiatischen Kupferzeit zusammenfällt; sie ist völlig bodenständig, von nirgendwoher beeinflußt und durch einen eigenen Entwicklungsgang gekennzeichnet. Diese sachlich erarbeiteten Ergebnisse sollen nun nicht gelten; denn Kühn zeigt mit seiner neuen Methode, daß die nordeuropäische Jungsteinzeit nicht — wie man bisher meinte — auf 4000—2000, sondern auf 2000—1400, also etwa 2000 Jahre nach den bisher ältesten mesopotamischen Kupfergerätfunden (El-Obeid-Schichte, Ninive) anzusetzen sei; die letzte Periode derselben nennt Kühn geradezu „Bronzezeit mit bronzener Importware", weil hier neben den Steingeräten genügend zahlreiche — natürlich „importierte" — Bronzewaren vorkommen. Man wird auf die neue Methode Kühns gespannt sein; sie besteht darin, die Bestimmung „durch ägyptischen Import" zu machen, und zwar insbesondere „durch bestimmte ägyptische Perlen, die weit nach Norden verhandelt wurden". Man höre: 79 solcher Perlen wurden in Frankreich, Spanien und England, 4 in Mittel- und Nordeuropa gefunden. Darauf basiert die neue Datierung, der zufolge die europäische Metalltechnik zwei Jahrtausende nach der vorderasiatischen liegen und daher natürlich Import sein soll. Man staunt, daß die wenigen Perlenfunde so viel mehr besagen sollen als alles Bisherige. Doch davon abgesehen: die „neue Methode" scheint uns an einem unheilbaren inneren Widerspruche zu kranken; wenn nämlich — nach Kühn — die ganze typologische Methode nichts taugen soll, so wäre es interessant, zu erfahren, welch anderes Verfahren ihm die Gewißheit gibt, daß die in den europäischen Gräbern gefundenen Perlen gerade ägyptische waren. Woran könnte man die europäischen Perlenfunde als „ägyptische" erkennen, als gerade durch die verpönten Merkmale der Gleichwertigkeit? Und warum in aller Welt sollten gerade Importwaren besser als solche erkannt werden, als im eigenen Lande hergestellte?

Es scheint uns, als ob die umgekehrte Schlußfolgerung zumindest gleich logisch wäre. Es läge näher — obwohl wir dies nicht etwa behaupten wollen —, aus dem früheren Vorkommen solcher Perlen (in Gestalt kupfersteinzeitlicher Grabbeigaben) in Nordeuropa zu schließen, daß umgekehrt die spätere ägyptische Perlenmode vielleicht aus dem Norden, vielleicht durch die in den Ramessiden-Texten genannten „nordischen Seevölker" heruntergebracht worden sei. Aber Kühn scheint alle jene Gründe zu bevorzugen, welche für eine kulturelle Abhängigkeit des vorgeschichtlichen Nordens von den Südlandkulturen zu sprechen scheinen; ihm gilt ja auch Troja „schon als Randgebiet der mesopomatischen Kulturen", und die troischen Funde erscheinen ihm als „Typen, die tausend Jahre später lebten als in Mesopotamien". Seltsamerweise scheint also die typologische Methode — Gleichzeitigkeit auf Grund erkannter Gleichartigkeit — dann zu gelten, wenn, wie im Falle der ägyptischen Perlen, die Jahreszahlen zuungunsten der nordischen Kulturen herabgesetzt werden sollen; aber wenn typusgleiche Funde in Troja und Ninive gemacht werden, so sind „natürlich" die troischen jünger und Importen! Man sieht, daß hier eine vorgefaßte Meinung besteht, der die Deutung aller Fundergebnisse untergeordnet wird; diese Meinung des Ex Oriente Lux — die für die physische Natur unbestritten bleibe — lehnen wir mit derselben Entschiedenheit und, wie wir glauben, mit besseren Gründen ab als denen, die uns zur Glaubhaftmachung solcher ägyptischer Importperlen vorgesetzt werden.

Otto Muck, Uffing am Staffelsee.

Die Fundgrube

Weiteres zum Wittekindstein

Von Edmund Weber, Berlin-Spandau

In den Acta Philologica Scandinavica hat Prof. Dr. Gustav Neckel in einem Aufsatz „Die Runen", 1938, S. 115, geschrieben: „Wenn irgend etwas in der Welt an die alten Runen erinnert, so sind es die Hausmarken, hat Otto Lauffer gesagt. Die Ähnlichkeit ergibt sich daraus, daß die Marken ebenso wie die Runen fast ausschließlich in Holz geschnitzt wurden (siehe „Germanien", September 1937, Heft 9, S. 270). Auch den Ausführungen von Edmund Weber im August- und Septemberheft 1937 über den Wittekindstein und die auf diesem befindlichen Zeichen freue ich mich beistimmen zu können. Die Identität der altdeutschen Runen für t und s mit dem zweiten und dritten Zeichen des ersten Wappenschildes liegt auf der Hand. Bekanntlich kommen dieselben in westfälischen Haus- und Familienmarken häufig vor. Den von Weber erwähnten Thieplatz kann man aus got. theihs „Zeit" (zu „Ding", thing) erklären."

Diese freundliche Beachtung meines Aufsatzes bietet mir Anlaß, ihn noch etwas zu ergänzen. In Heft 8/1937 hatte ich Bezug genommen auf ein von Edmund von Wecus mitgeteiltes Geheimalphabet der Feme aus dem Jahre 1437 mit dem Bemerken, daß, wenn drei Zeichen der unteren Reihe auf dem Stein mit dem Alphabet zusammenhängen sollten, dieser Umstand eine untere Zeitgrenze für die Meißelung liefern könnte. Ich mußte allerdings damals schreiben: „Aber das Urbild des von Wecus mitgeteilten Alphabets habe ich bisher nicht ermitteln können." Vor kurzem bin ich jedoch auf eine Spur gestoßen. In Dr. Otto Schnellers Büchlein „Die Veme" fand ich eine Bemerkung, daß nach einigen Forschern die Femgenossen ein Geheimalphabet besessen haben sollen. Als Quelle dafür war angegeben L. Troß, „Sammlung merkwürdiger Urkunden" (1826). Es ist mir bisher nicht gelungen, das Buch zu erhalten. Aber vielleicht sind Heimatforscher des Landes Lippe in der Lage, dem Fall nachzugehen. Troß dürfte die Quelle für Wecus gewesen sein.

Ein greifbares Ergebnis bei der ungefähren Zeitbestimmung der Meißelung ermöglichen vielleicht die Formen der Hausmarken des Steines. Die auf ihm befindlichen Zeichen bestehen meist aus geraden Linien, aber in der unteren Reihe gibt es auch geschwungene wie in der 8. Der große Hausmarkenforscher C. A. Homeyer hat im zweiten Kapitel (Die Gestalt) in § 58 geschrieben: „Die Hausmarke ist ein lineares, ein strichliches Zeichen, eine geometrische Figur. Innerhalb des weiten Spielraums, den diese Figur noch bietet, läßt doch die Geschichte des Instituts gewisse leitende Richtungen und natürliche Stufen erkennen.

Die älteste Herstellung des Zeichens dürfen wir als ein Hauen, Schneiden, Reißen und Ritzen in Bäume, Pfähle, Balken, Steine, Hörner denken. Am bequemsten fällt nun die gerade Linie. Hier geht wieder der lotrechte Strich dem schräg ge-

gezogenen, dieser dem waagerechten vor; ganz zuletzt steht die geschwungene Linie, der Bogen, gar der Kreis."

S. 146 des Werkes Homeyers heißt es dann weiter: „Ein fernerer erheblicher Schritt liegt in dem Hinzutreten der geschwungenen oder gebogenen Linie. Er steht wohl in Verbindung mit dem häufigeren Schreiben oder Malen der Marke im Gegensatz des Eingrabens, Ritzens, Schneidens. Die Hausmarken nutzen den Halbkreis, ja das volle Rund. Petrus de Ubaldis schreibt 1568: „Quaedam pictura sive linearis sive circularis figuratio (die Hausmarke ist eine Art Bildzeichen von bald strichlicher, bald kreisförmiger Gestalt).

Nach diesem Zeugnis waren also um die Mitte des 16. Jahrhunderts Hausmarken mit gebogenen Formen schon vorhanden. Homeyer verweist darauf, daß auch die Steinmetzzeichen erst im 16. Jahrhundert den dem Namen angesetzten Strich zu biegen pflegen. Eine Form wie die 8 in der Mitte der unteren Reihe kann also, sofern sie sich als Hofmarke erweisen sollte, erst eine Spätbildung sein. Aber auch das erste Zeichen unten weist eine geschwungene Gestalt auf.

Geht man von Homeyers zeitlicher Feststellung der Hofmarkenformen aus, so gelangt man also als unserer Grenze für die Meißelungen des Steinsitzes in die Zeit um 1550 n. Ztw. Dann wären die Zeichen etwa hundert Jahre alt gewesen, als der Drost Horst sie 1659 erneuern ließ.

„Jugendfasnachten" im Kreis Wittenberg. Von einem Kameraden bei der Wehrmacht wurde mir von folgendem Brauchtum seiner Heimatlandschaft erzählt, das etwa in den letzten Tagen des Januar in zahlreichen Ortschaften des Kreises Wittenberg geübt wird, und dessen Sinn dem unserer Lichtmeß- und Fasnachtsbräuche gleichkommt.

Die Hauptpersonen der „Jugend-Fasnachtens" sind zwei „Platzmeister", die von der Jugend des Dorfes alljährlich gewählt werden, und die am ersten Sonntag zusammenstellen, welche Mädchen zum Fest eingeladen werden. Sie ziehen von Haus zu Haus und laden die betreffenden Mädchen ein. Jedes eingeladene Mädchen hat ein buntes Band mitzubringen, mit dem die Platzmeister geschmückt werden, so daß sie zuletzt ein Gewand von farbenfrohen, bunten Bändern tragen. Am Abend findet im Dorfgasthof ein großer Tanz statt, und hier tanzen die Platzmeister bei den ersten drei Tänzen die Mädchen den übrigen Burschen zu. Fröhlicher Tanz vereint die Dorfjugend bis in die späten Nachtstunden. So vergeht der erste Tag. Die Musik, zumeist Blas- oder Blechmusik, bleibt gleich im Dorf wohnen, und am Montag zieht die gesamte Dorfjugend unter Vorantritt der Musik und der Platzmeister von Haus zu Haus, und es beginnt das sog. „Zempern". Wurstspieße, Tragkörbe, Milcheimer und Flaschen werden mitgebracht und von jedem Bauernhof werden Gaben eingesammelt. Dafür bekommt der Hofeigentümer ein Ständchen, und es kommen ansehnliche Vorräte an Speck, Wurst, Eiern, Milch usw. zusammen.

Den Höhepunkt der „Jugend-Fasnachten" bildet jedoch der kommende Sonnabend, an dem der sog. „Schlappenball" stattfindet. Hierzu erscheinen die Burschen in „Schlappen", d. h. in Pantoffeln, und in fröhlicher Festlaune werden die am vorhergegangenen Montag erheischten Gaben verzehrt, und froher Tanz vereint die Jugend bis in die späten Morgenstunden.

Obgleich der Brauch der „Jugend-Fasnachten" selbstverständlich im Laufe der Jahre modernisiert und den heutigen Verhältnissen angepaßt worden ist, erkennen wir doch deutlich den alten Sinn, der dieser Sitte zugrunde liegt, die von begeisterter Jugend die Jahrhunderte hindurch erhalten worden ist. In manchen Ortschaften besteht sogar noch die Sitte des „Schwärzens" der Mädchen mit Ruß oder Schuhschmiere.

Wolff Gudenberg.

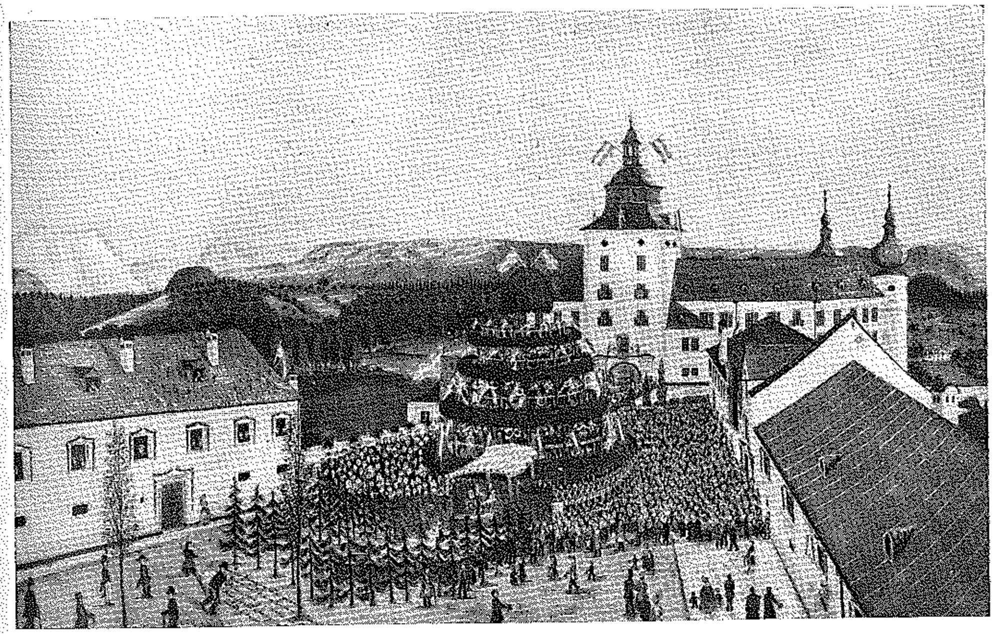
Die erste altgermanische Moorsiedlung in Westfalen

Eine Entdeckung im Kreise Minden

Dank der Aufmerksamkeit eines Bauern, der beim Pflügen seiner im Moor gelegenen Wiese immer wieder auf Baumstämme stieß, ist in Unterlübbe im Kreise Minden die erste altgermanische Moorsiedlung in Westfalen überhaupt entdeckt worden. Der örtliche Heimatpfleger, dem die Sache gemeldet wurde, benachrichtigte Professor Langewiesche in Bünde, der dann auf Aufforderung von Professor Stieren in Münster die sachgemäße Ausgrabung anordnete.

Die Grabungen legten zunächst vier Reihen eingerammter Baumstämme frei, die in einem untadeligen Rechteck geordnet waren. Es handelt sich bei diesen Baumstämmen zweifelsohne um das tragende Fundament eines Hauses. Waren doch noch Lagerhölzer, die die Dielenbretter trugen, festzustellen. Über die Bedeutung dieses Hauses ist man sich noch nicht ganz klar geworden.

Man hat im Laufe der Grabungen noch eine Anzahl wichtiger Funde bzw. Entdekkungen gemacht. Deutlich wurden die Umrisse des Vorhofes freigelegt. Auch eine Feuerstelle wurde aufgegraben. Dann fand man auch einen Mahlstein und einen Wetzstein.



Die fünfteilige Dorflinde von Puchheim mit Darstellung des Festes von 1844

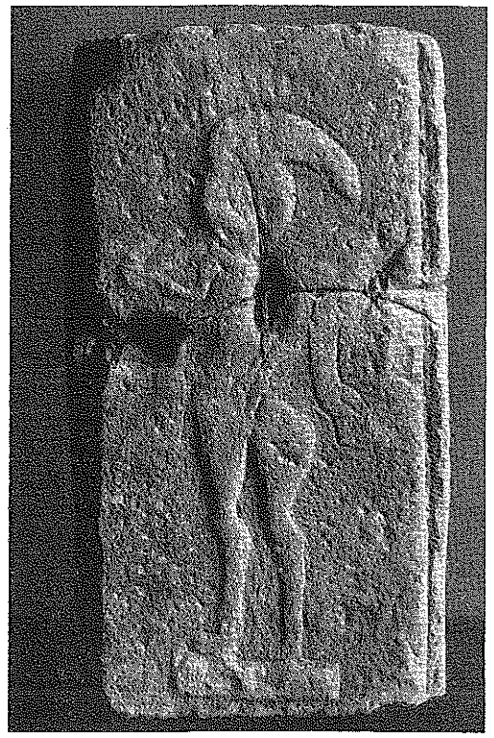
Die Dorflinde als Weltbaum

Im Schloßhof Puchheim (Bahnstation Attnang—Puchheim an der Strecke Linz—Salzburg) stand bis zum Jahre 1881 eine herrliche und darum viel bewunderte Linde, welche vier schön ausgeprägte Absätze hatte. Diese Art Stockwerke des Baumes waren mit kreisförmigen Bretterböden ausgelegt, die am Umfange der Kreise auf Balken auflagen, die wieder ringsherum durch Ständer gehalten wurden, deren Tragfähigkeit durch Sattelhölzer vergrößert wurden. Von der obersten vierten Plattform ragte die Linde noch als natürlich belassener ansehnlicher Baum gegen Himmel. Der Durchmesser der obersten Plattform hatte ungefähr die Hälfte der untersten. Die beiden mittleren lagen zwischen diesen Maßen, entsprechend der Verjüngung von unten nach oben. Diese Plattformen des Baumes wurden als Tanz- und Festplatz benutzt, auf dem leicht 150 Menschen samt Tischen und Stühlen Platz fanden. Eine der größten Festlichkeiten war anläßlich des Besuches des Kaisers Ferdinand und seiner Gemahlin Anna anläßlich seiner Rückreise von Italien im Jahre 1844. Nicht unwichtig ist, daß Neupriester ihr erstes Meßopfer unter der Linde feiern. So 1859 der später bekanntgewordene Missionar Holaus, der sechsundzwanzig Jahre in Amerika wirkte, aber in seiner Heimat, in Attnang, begraben liegt. Puchheim hat eine berühmte Wallfahrtskirche. Von Puchheim geht eine ehrwürdige alte Lindenallee, die eine breite Straße einsäumt, an die Ager nach Wankham; früher wurde diese Allee durch eine zweite Lindenallee ergänzt, die zum Spitzberg führte, der sich ganz vereinzelt aus der Attnanger Ebene erhebt und deshalb als auffallend bezeichnet werden muß. Auf diesem Berge befand sich auf einem Baum seit alterszeiten ein heiliges Bild, das nach dem Weltkriege zerstört wurde. Sehr alten Ursprunges dürfte auch die Sage sein, die von einem Besuch der Untersberger Männlein in der benachbarten Attnanger Kirche berichtet. Als einmal jemand zum Frühgottesdienst vorzeitig in die Kirche kam, hörte er in dem noch leeren Gotteshause Orgelspiel und sah die Kirche hell beleuchtet. Kaum aber hatte der Besucher die Kirchentür etwas geöffnet, entschwanden die Zwerge. Messenböck.

Ein Steinbild vom Florenberg bei Fulda

Im vorigen Jahre entdeckte ich am Florenberg bei Fulda eine Steinplatte, auf der eine menschliche Gestalt dargestellt ist. Der Stein befindet sich jetzt in Verwahrung des Landratsamtes Fulda.

Auf der 0,85 Meter hohen und 0,48 Meter breiten Platte sehen wir eine männliche Figur dargestellt, die anscheinend ungefähr in der Mitte des Körpers ein Messer, oder einen Dolch, trägt. Die Annahme ist deshalb berechtigt, weil der Gegenstand unten spitzer als oben ist. An der linken Hüfte ist ein Stück ausgebrochen, wodurch die Becken-



Stein vom Florenberg bei Fulda

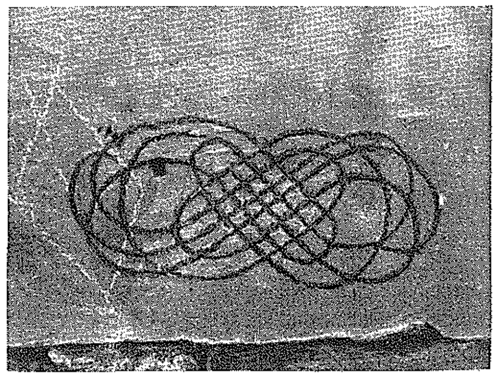
partie eingeengt erscheint. Das Gesicht ist wie eine Scheibe geformt. Auf dieser sitzt eine Art Zipfelmütze, die ich für das Stück einer Kulttracht halte. Der rechte Arm, leicht nach oben gekrümmt, trägt einen über die Schulter gelegten oder vielleicht auch zum Blasen dienenden Gegenstand. Der Arm ist auffallend klein gegen den zweiten Arm. Vielleicht deutet das auf eine Darstellung des „Einarmigen". Der Mondgott wurde meist einarmig, oder mit einem Armstumpf, dargestellt. Der linke Arm, in normaler Größe, ist in geschwungener Linie nach unten gerichtet. Über dem Kopfe erkennt man noch an den Schlagmarken, daß hier später etwas abgehauen wurde.

Nach eingezogenen Erkundigungen soll die Steinplatte früher in einem damals zur dortigen Kirche gehörenden Schweinestall eingemauert gewesen sein. Aus dem an beiden Seiten entlanglaufenden Falz und den in roher Weise mitten und an den Seiten des Bildwerkes eingesetzten und noch vorhandenen Überresten von Riegelösen geht hervor, daß das Bild zwischen zwei Schweinestalltüren mit der Bildseite nach außen angebracht war. Es ist somit anzunehmen, daß man nicht ohne Absicht für diesen „heidnischen Gott" keinen besseren Aufbewahrungsort wußte, als einen Schweinestall; man brachte ihn so an, daß ihn jeder sehen konnte. G. Iller, Fulda.

Bemerkenswert an dieser Darstellung erscheint besonders auch die „Zipfelmütze", die anscheinend zu einer alten Kulttracht gehört hat und wohl noch in den heutigen „Karnevalsmützen" weiterlebt. Die Spitzhüte spielen noch bei manchen brauchtümlichen Spielen eine Rolle; so bei dem Windelbahnfest zu Stolp. Vielleicht führen die dort gebräuchlichen „Pritschen" zu einer Deutung des Gegenstandes in der rechten Hand unseres Bildes. Pl.

„Zauberknoten?" In Wennungen (Kreis Querfurt) befindet sich an der Außenmauer des Kirchgartens, von der Straße aus sichtbar, ein Stein, der eine Schlingbandverzierung trägt. Der Stein ist sonst frei von jedem anderen Muster. Die Ritzung beträgt höchstens 2 mm und ist stark durch Verwitterungen beschädigt. Ich vermute, daß es sich bei diesem Fund um ein wahrscheinlich frühromanisches, vielleicht noch älteres Stück handelt, was beim späteren Bau der Mauer hier eingebaut ist. Auf keinen Fall handelt es sich um einen Teil eines Grabsteines. Es ist auch nicht ohne weiteres notwendig, daß dieser Stein aus einem Kirchenbau stammt. Sonst zeigt er keine Sonderheiten, die irgendwelche Rückschlüsse auf seinen Ursprung zulassen. Im Ort selbst und bei dem zuständigen Museumsleiter ist über seinen Ursprung auch nichts zu erfahren. Die unregelmäßige Linienführung und die Tatsache, daß die Verzierungen wahrscheinlich eingekratzt und nicht eingehauen sind, sprechen für ein hohes Alter und lassen damit den Schluß zu, daß es sich hier um eine erfreuliche Bereicherung des Sinnbildbestandes aus der Frühzeit handelt.

Carl Wanckel, Schönebeck/Elbe.



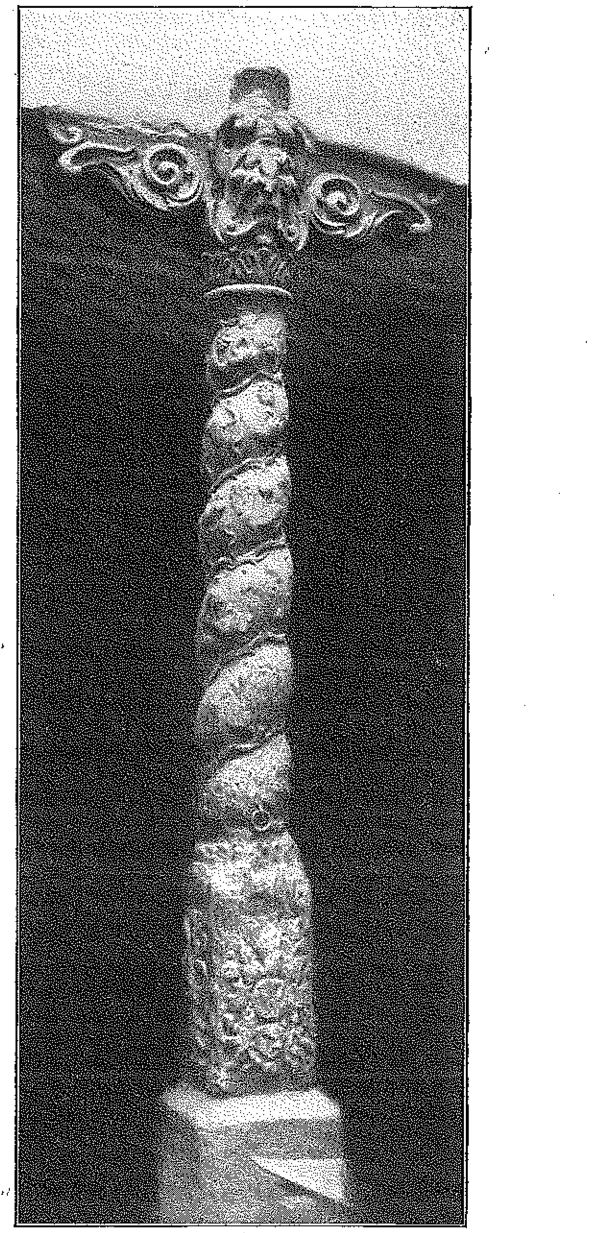
Außenmauer des Kirchhofs von Wennungen
Aufn.: Carl Wanckel, Schönebeck (Elbe)

Ein Irminsulbild in Frankfurt a. M.? In einem Hause der Alten Mainzer Gasse in Frankfurt a. M., und zwar im Hofe des Hauses zum Prinzen Karl, findet sich im Vorbau des ersten Stockes eine eichene Säule, die in ihrem Kopfteile an die Irminsul auf dem berühmten Flachbilde der Externsteine erinnert. Irgendwelche Überlieferungen über diese Säule liegen nicht vor. Das Werk über die baulichen Denkmäler der Stadt Frankfurt von Wolf, Jung und Hülsen erwähnt von dem Hause nichts, doch findet sich bei Fried Lübbecke, „Alt-Frankfurt", 3. Folge 1926, Seite 61, folgende Nachricht über das Haus zum Prinzen Karl:

„Das heutige Haus ist im Anfange des 17. Jahrhunderts erbaut. Der Vorbau des ersten Stockes wird durch eine reich skulptierte eichene Säule getragen, die zweifellos aufs engste mit den Zeichnungen des Vorlagenbuches für Schreiner von Friedrich Unteutsch zusammenhängt. Unteutsch war um 1650 Stadtschreiner zu Frankfurt a. M. und hat durch sein Vorlagenwerk weithin befruchtend für den von ihm virtuos entwickelten niederländischen Knorpelstil gewirkt. Wohl liegen die Anfänge dieses Stils in Italien und in den Niederlanden, aber Deutschland, insbesondere Frankfurt, kann sich rühmen, ihn bis in die letzten Möglichkeiten ausgebaut zu haben. Eine ganz ähnlich gewundene, von Weinranken umzogene Säule mit dem gleichen Maskenkapitell findet sich an einem Schrankentwurf von Friedrich Unteutsch wieder. Verwandte Masken findet man an zahlreichen Konsolen, Decken und Möbeln Frankfurts aus der gleichen Zeit."

Die Entstehung der Säule reicht also in die Barockzeit zurück. Ob und welche Fäden sich von der Irminsul bis zu dieser Säule und anderen ähnlichen Gestaltungen der Bildhauerkunst ziehen lassen, muß die Forschung zu klären suchen. Für uns ist es jedenfalls nicht ohne Reiz, ein Gebilde zu finden, das jeden Kenner des Externsteinbildes in die Augen sticht und, wie ich verschiedentlich gehört habe, zu dem Ausrufe veranlaßt: Das ist ja die Irminsul!

K. Wehrhan.



Die Gebildeten müssen einsehen lernen, daß in vieler Hinsicht die, über welche sie sich erhaben wähnen, ihnen voraus und überlegen sind, und daß sie mit aller ihrer Bildung nur das erstreben, was diesen gegeben ist, ein fest ausgeprägtes, in allem Wechsel beharrliches Wesen.

Karl Müllenhoff, 1845

Die Bücherwaage

Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, **Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst** (Deutsches Ahnenerbe, Volkstümliche Schriftenreihe 1. Band). Verlag von Koehler & Amelang, Leipzig 1936. Ganzleinen 9,80 RM.

Wir sind von Sinnbildern umgeben. Sie drükken, wenn wir es recht bedenken, unser Verhältnis zur Natur, zum Jenseits, zum geschichtlich Gewordenen aus. Ein Beispiel dafür ist, daß der Führer in seiner Ansprache am 2. Dezember 1938 den Spaten zum Symbol der deutschen Arbeit erklärte. Das müssen spätere Geschlechter wissen, wenn sie sehen, wie in unserer Zeit das Bild des Spatens hier und da in Abzeichen, als Schmuckstück usw. erscheint. Wir blicken mit anderen Augen auf diesen Gegenstand, eine besondere Würde haftet ihm nunmehr an.

Einst lebte man viel mehr in dieser Welt von geheiligten Bildern. Das sogenannte Aufklärungszeitalter hat uns lehren wollen, die Liebe dazu und den Glauben daran zu verachten und zu belächeln. Und doch erhielt sich noch eine Menge unschätzbaren Gutes aus jenem Erbe. Besonders das Bauernhaus hat es geschützt und gerettet. Nur der Sinn dafür ging uns vielfach verloren. Erst jetzt fangen wir wieder an, den Blick darauf zu richten. Eine Anleitung hierzu will das erwähnte Buch von v. Zaborski geben. Der Verfasser hat einen umfangreichen Bildstoff zusammengetragen und ihn durch fesselnde mythologische und geschichtliche Darstellungen erläutert. Wir bemerken, daß gewisse Symbolformen immer wiederkehren. Diese sind herausgestellt, und ihre Reihe ist der Leitfaden durch das Ganze, das in vier Abschnitte gegliedert ist: Weltbild und Jahreslauf; Werden und Vergehen; Liebe und Fruchtbarkeit; Die alten Götter und der alte Glaube; Von alter Art. Besonders zu begrüßen sind am Schluß die verschiedenen Nachweise und ein Sinnbilderverzeichnis. Das Buch ist somit nicht nur als anregendes Lese- und Anschauungswerk zu empfehlen, sondern auch zum Nachschlagen geeignet, vor allem für den Kunsthandwerker.

Otto Paul.

Hans Weinert, **Entstehung der Menschenrassen.** Ferdinand Enke Verlag in Stuttgart. Mit 184 Abb. und 7 Rassenkarten. 321 S. 8°. Geh. RM. 17,—, in Leinen geb. RM. 18,80.

Auch der Germanenkundler wird immer wieder zu einem Handbuch der Rassenforschung greifen müssen, um sich über die neuesten Ergebnisse der Forschung, die ja immer wieder durch neue Funde angeregt wird, zu unterrichten. Hans Weinert, der wiederholt in dieser Zeitschrift solche Grenzgebiete behandelt hat, untersucht in diesem Buche die Frage der Entstehung der Menschenrassen unter Verwertung aller, auch der neuesten fossilen Funde; wobei er sich unbestechlich an die Tatsachen hält, ohne sich in Spekulationen einzulassen. Wir gewinnen dadurch ein gutes Bild nicht nur von dem wesentlichsten Fundmaterial, sondern auch von den wesentlichsten Theorien. Im zweiten Teil werden die tatsächlich heute bestehenden Rassenformen beschrieben. Wegen der Heranziehung reicher Literatur hat auch derjenige, der die Anthropologie mehr als Hilfswissenschaft für Indogermanen- und Germanenkunde betrachtet, die Möglichkeit, sich aus dieser Darstellung über alle wichtigen Fragen zu unterrichten.

Plaßmann.

Hans Kern, **Geheimnis und Ahnung.** Die deutsche Romantik in Dokumenten. Mit acht Bildern. Widukind-Verlag/Alexander Boß. Berlin-Lichterfelde 1938. 5,80 RM., in Leinen 6,80 RM.

Hans Kern legt uns eine schön ausgestattete Auswahl aus Schriften, Briefen und Bildern der deutschen Romantik vor. Der Herausgeber ist allerdings so sehr der Lebensanschauung und Lebensidee von Ludwig Klages verpflichtet, daß das reiche, unerhört vielfältige geistige Bild der deutschen Romantik in solcher Sicht einer gewissen Vereinseitigung verfällt, im Vorwort wie in der Auswahl. Man kann sehr ernsthaft fragen, ob die doktrinäre Haltung im Sinne der Klagesschen Lebenslehre bei der Frage nach einer neuen Lebensmetaphysik der Größe und Gefahr romantischen Geistes und Erbes voll gerecht zu werden vermag. Kern eröffnet mit seiner Auswahl eine mögliche Blickrichtung auf eine Grundfrage der Romantik. So reich immer die vielfältigen Beziehungen sein mögen, ein umfassendes und gerechtes Gesamtbild entsteht daraus noch nicht. Dieser kritische Einwand meint mehr als einzelne offengebliebene Wünsche und Eigenwilligkeiten der Auswahl (Hölderlin, Kleist, Arndt u. a.). Mit der aus der Klagesschen Wesenslehre gewonnenen Sicht erscheint uns heute das lebendige und vor allem germanisch-deutsche Vermächtnis der Romantik samt seinen Gefahren noch nicht zureichend erschlossen.

Hans Rößner.

Heinrich Winter, **Das Sonnenjahr, Das Brauchtum des Jahres Abbild alten deutschen Volksglaubens.** Schriften der Volks- und Heimatforschung, 1. Band. Verlag Volk und Scholle, Darmstadt 1937. Geb. 1,40 RM.

Das hübsch ausgestattete Bändchen bringt eine kurze Schilderung der wichtigsten Bräuche des Jahreslaufes, wie sie sich heute noch im Gau Hessen-Nassau erhalten haben. Die Darstellung wird durch ausgezeichnete Photos ergänzt, die manches für die Sinnbildforschung wichtige enthalten, wie zum Beispiel die Affolterbacher Brunnenstöcke mit ihren altertümlichen Heilszeichen.

O. Huth.

Hans Netzle, **Das Süddeutsche Wander-Marionettentheater.** Beiträge zur Volkstumsforschung. Bd. 2. Neuer Hilferverlag, München 1938. 170 S., 53 Abbildungen.

Der Verfasser gibt in seiner gründlichen Arbeit eine Geschichte des Marionettentheaters, wobei er die Einflüsse von Gauklertum, geistlichem Theater, Wanderschauspiel, österreichischer Hans-Wurst-Komödie und Volkstheater berücksichtigt und herausarbeitet. Der 2. Teil des Buches beschreibt Betrieb, Musik, Bühne und Spiele. Eine besondere Würdigung erhält dabei die eigenartige Figur des Kasperl, der auch im volkstümlichen Theater eine große Rolle spielt. Als Anhang wurden zwei Puppenspiele, die besonders häufig gespielt wurden, veröffentlicht: Don Juan oder der Steinerne Gast, und Matthias Klostermeier vulgo Bayerischer „Hirsel“ (gemeint ist der Hiasl). Die Arbeit ist volkskundlich und theatergeschichtlich von Bedeutung.

Gilbert Trathnigg.

Hans Moser und Raimund Zoder, **Deutsches Volkstum in Volksschauspiel und Volkstanz.** Mit 24 Tafeln, VIII, 184 Seiten. 1938. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35. 6,20 RM. (Deutsches Volkstum. Dritter Band).

Hans Moser umreißt in diesem wertvollen Buche zunächst die Stellung des Volksschauspiels innerhalb der Volkskunde; ausgehend von der Tatsache, daß das Spiel zu den lebendigsten und auch zu den trotz aller Hemmungen und Beeinträchtigungen zähesten Äußerungen des Volkslebens gehört. Sehr lehrreich ist der Überblick über die Geschichte des Volksschauspiels in seinem Kampfe mit den großen Verächtern des Volkhaften; als welche auch in Mosers Darstellung die erste Aufklärungswelle in der Bekehrungszeit und die zweite im Zeitalter des Rationalismus durchaus gleichläufig erscheinen. Für die letztere werden viele Belege in Form von Polizeiverordnungen, Predigten und obrigkeitlichen Ermahnungen beigebracht, die in dieser Vollständigkeit wohl noch nicht gesammelt sind. Man liest in dem ersten Teile des Buches sowohl eine zusammenhängende Geschichte des deutschen Volksschauspiels, wie auch eine Darstellung seines Wesens; und diese Wesensergründung wird in lebendiger Weise an der Geschichte des Volksschauspiels selbst sichtbar gemacht. Etwas Ähnliches versucht Raimund Zoder mit Erfolg in dem zweiten Teile des Buches über den Volkstanz; doch geht die Darstellung rückwärts von der heutigen Bedeutung des Volkstanzes aus zu seiner Verbreitung in den deutschen Landschaften und zu seinen Beziehungen zum Jahres-, Lebens- und Altersstufen-Brauchtum. Es könnte bei einer neuen Auflage des Buches nicht schaden, wenn der zweite Teil in der Darstellungs- und Betrachtungsweise mehr dem ersten angeglichen würde.

Im übrigen stellt das Buch die Grundfragen klar und eindeutig dar und baut auf einer ausgedehnten Stoffkenntnis auf, die jedoch die klare Zeichnung der Grundlinien nicht beeinträchtigt. Bei aller Wärme der Darstellung kommt doch stets die wissenschaftliche Kritik zu ihrem Recht; wissenschaftlicher Ernst paart sich mit lebensnaher Einstellung. Es dürfte die bisher lesbarste und geschlossenste Darstellung dieses Gebietes der Volkskunde sein; unbeschadet der sonstigen verdienstvollen wissenschaftlichen Arbeiten, die einzelne Seiten der Frage behandeln.

Plaßmann.

Hartmut Schmökel, **Die ersten Arier im Alten Orient.** Mit 15 Abbildungen und 2 Karten auf 14 Tafeln. Verlag von Curt Kabitzsch. Leipzig 1938.

Zwei Völker indogermanischer Herkunft haben im 2. Jahrtausend v. Zw. ihren Einfluß auf den Alten Orient ausgeübt, die Hethiter und die Arier. Die Hethiter haben in der Osthälfte Kleinasiens ein Großreich errichtet, das seine Blütezeit von 1800—1600 und von 1400—1200 hatte. Sehr früh müssen auch schon, und zwar von Osten her, Arier in den Vorderen Orient eingedrungen sein. Denn rund ein Jahrtausend, bevor die arischen Perser ihr Weltreich über den Orient ausdehnten, finden wir Namen arischer Fürsten in Syrien, in Palästina und in Westmesopotamien. Hartmut Schmökel hat es nun unternommen, die zerstreuten Urkunden und Nachrichten über diese Arier zu sammeln und zu einem anschaulichen und lebendigen Geschichtsbild zu vereinigen. Um die Mitte des 2. Jahrtausends (1700—1400) blüht am oberen Euphrat das machtvolle Mitanni-Reich. Seine Herrscher tragen ausschließlich arische Namen. Sie sind mit der churritischen Völkerbewegung (rund 1950 bis 1750) ins Land gekommen. Die Churriter sind weder Arier noch Semiten, sondern gehören einer Völkerfamilie an, deren Heimat wohl im Kaukasus zu suchen ist. Die churritische Machtentfaltung über den Vorderen Orient verdankt ihre

treibende Kraft der arischen Herrscherschicht, die immer wieder hervortritt, in Syrien, in Palästina und im Kassitenreich. Die zahlenmäßig geringen Arier sind aber im Churritertum oder in anderem Volkstum aufgegangen. Mit viel Verständnis und großer Sorgfalt sucht nun Schmökel das arische Erbe in Kultur und Kunst des Alten Orients aufzuzeigen. Arisch sind z. B. das Lehenswesen und das Motiv des Streitwagens und des Einzelkriegers zu Fuß. — Schmökels Buch wendet sich an „den interessierten deutschen Leser schlechthin“. Durch seine zahlreichen und ausführlichen Literaturangaben ist es aber auch für den Fachmann sehr wertvoll. 14 schöne Holztafeln beschließen das Buch, das jeder lesen muß, der sich über die Kraft und die Größe des Ariertums unterrichten will. Karl Hoffmann.

Richard Sprockhoff, **Sagen aus der Grenzmark (Posen-Westpreußen).** A. W. Zickfeld Verlag, Osterwieck, Harz und Berlin. 31 S. RM. 0,40.

Das schmale Bändchen bietet sehr geschickt zusammengestellt einen hübschen Überblick über den Sagenbestand der Grenzmark. Erhöht wird der Wert des Heftes dadurch, daß es nicht etwa nur Sagen aus älteren Sammelwerken enthält, sondern fast in der Mehrzahl solche aus mündlicher Überlieferung oder aus schwer zugänglichen Zeitschriften, Zeitungen und Heimatwerken, wobei die genaue Quellenangabe dem Benützer gute Dienste leistet. Gelegentlich fehlen allerdings leider diese Angaben, so bei der germanenkundlich reizvollen Sage von der Wartheherte, die einmal darauf untersucht werden müßte, ob hier alte Überlieferung oder Neuschöpfung bzw. Beeinflussung vorliegt. Gilbert Trathnigg.

Eckart Peterich, **Kleine Mythologie. Die Götter und Helden der Germanen.** Frankfurt a. M. 1938, Societäts-Verlag. 192 Seiten, 8 Bilder. Ganzleinen 2,80 RM.

Zugunsten einer weiter gefaßten „Religionsgeschichte“, die vor allem auf Vorgeschichte, Volkskunde, Wort- und Ortsnamenforschung fußt, hat man in neuerer Zeit die Mythen, jene mehr oder weniger abgerundeten alten Erzählungen von Wesen und Taten einzelner göttlicher oder wenigstens übermenschlicher Gestalten, als Erkenntnisquelle der altgermanischen Religion stark vernachlässigt. Wohl mit Unrecht. Denn zugegeben, daß die Beziehung des zum Teil mit künstlerischer Freiheit gestalteten Mythos zum lebendig wirkenden Kult und Glauben grundsätzlich noch nicht geklärt ist, erfahren wir doch nur aus dem Mythos Genaueres über die Eigenart der einzelnen göttlichen Wesen, während uns die vorgenannten Forschungszweige nur, freilich auch sehr wichtige, äußere Angaben über Alter, Verbreitung, Wanderung und Wandlung des einzelnen Kultes liefern können. Daher ist eine rein beschreibende Zusammenstellung der einzelnen Mythen, wie sie das vorliegende Buch sein will, grundsätzlich berechtigt. — Nach den Eddaliedern, der Snorra-Edda, Saxo Grammaticus, Völsungasaga, Nibelungen- und Gudrunlied, Frithjofssaga, Hildebrandslied, Beowulf, Waltharilied und kleineren Überlieferungsbruchstücken berichtet der Verfasser anschaulich und klar von Göttern, Riesen und Zwergen, Weltschöpfung und Götterdämmerung und erzählt die bekanntesten Heldensagen. Gut, daß er auf die verschiedene Gestaltung des Nibelungenstoffes, der Sagen von Wieland und Hildebrand hinweist.

In einem Abschnitt „Zur altgermanischen Glaubensgeschichte“ gibt er einen Überblick über die Art und Lagerung der Zeugnisse vom Magdalenien bis zur altisländischen Schreibezeit und gibt gute Hinweise auf die Verwandtschaft der indogermanischen Religionen untereinander, besonders der griechischen mit der germanischen. In der Gesamtdeutung der Mythen folgt er vor allem F. v. d. Leyen und Martin Ninck. In der Christianisierung sieht er nicht einen Bruch, sondern eine Fortsetzung alter germanischer Gottesvorstellungen. — P.s Buch bringt keine neuen, selbständigen Forschungsergebnisse, ist aber für den, der einen allerersten Einblick in die Mythen- und Sagenwelt der Germanen sucht, wohl brauchbar. — Gerade darum aber hätte man kleine Flüchtigkeitsfehler, wie die folgenden, vermeiden sollen: Das umfangreiche Prosawerk der Snorra-Edda nennt man nicht „kleine Edda“ (S. 142), Helgi der Hundingstöter heißt altnordisch im Nominativ „Hundingsbani“ (S. 116 f.) und das Ungetüm des Beowulfepos überall **Grendel** (S. 132 f.). Frithjof kennen wir nur aus der Frithjofssaga, keine der beiden Edden „singt“ etwas von ihm (S. 129). Der Klang der Luren ist übrigens, wie Versuche gezeigt haben, keineswegs „unheimlich“ (S. 145).

Friedrich W. Müller.

*

ᛋᛋ-Kalender 1939. Eher-Verlag.

Der ᛋᛋ-Kalender 1939 zeichnet sich, wie man schon beim ersten Durchblättern sieht, durch trefflich gewählte Bilder aus, die Führer der Partei und ihrer Gliederungen, Bauten des Dritten Reiches und Ausschnitte aus dem Leben der ᛋᛋ darstellen. Besonderen Wert erhält der Kalender durch die Leit- und Mahnworte, die jedes einzelne Blatt bringt. Neben Aussprüchen großer Deutscher vergangener Jahrhunderte sprechen hier vor allem der Führer und seine treuesten Mitkämpfer zum Leser. —gg.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrgang, Nr. 3, 20. Januar 1939. Wilhelm Witter, **Zum Problem der Chronologie in der Vorgeschichte.** Witter führt seit 1932 Forschungen über vorgeschichtliche Metallgewinnung durch. Er konnte nachweisen, daß die Kupferindustrie im mitteldeutschen Raum bodenständig ist. Es kann also keine Rede davon sein, daß die Glockenbecherleute aus Spanien die Kenntnis der Gewinnung und Bearbeitung des Kupfers nach Mitteleuropa brachten. Auch das bisher angenommene Altersverhältnis zwischen den Dolchen mit Mittelrippe aus Gräbern von Remedello in Oberitalien und einem gleichen Dolche, der in Bygholm in Jütland gefunden wurde, läßt sich nach Witters Untersuchungen nicht halten. Witter kommt zu folgendem Ergebnis: „Die Bygholmer Klinge und die Dolche von Remedello haben nichts Gemeinsames und können daher weder voneinander abgeleitet noch miteinander verglichen werden.“ / Emil Lehmann, **Grenzland-Volkskunde.** Die Grenzland-Volkskunde ist lange vernachlässigt und bis in die Gegenwart hinein in ihrer besonderen Bedeutung unterschätzt worden. Im Grenzraum prägen sich die Volkschläge klarer heraus als im Innenraum, alte Überlieferungen werden zäher festgehalten und der Grenzstamm ist sich seiner Volkheit im höheren Maße bewußt. Lehmann führt mehrere Beispiele dafür an und macht darauf aufmerksam, daß wir „noch nicht die monographische Darstellung unserer nächsten Nachbarvölker (besitzen), die wir für Schule und Schulung unbedingt brauchten, die über Tschechen, Slowaken, Magyaren, Polen, Litauer usw.“ / **Volk und Scholle,** 17. Jahrgang, Heft 1, 1939. Friedrich Mössinger, **Ein Odenwälder Dreikönigsspiel.** Durch Stumpfls Forschungen über die Sternsinger und Sterndeuter wird ein bisher sinnlos anmutendes Dreikönigsspiel verständlich, das Max Walter 1913 in Kirchzell im östlichen Odenwald aufgezeichnet hat. Einer der drei Könige ersticht den zweiten, der dritte heißt ihn aufstehen, und dann singen alle drei das Lied „Zu Bethlehem geboren“. Daß es sich bei dieser plötzlichen Tötung und schnellen Wiederbelebung um einen Einfall irgendeines Spielers früherer Zeit handeln könnte, ist ganz unwahrscheinlich. Wie Mössinger zeigt, handelt es sich hier vielmehr „um einen wenn auch schwachen Rest des Kultischen Jahresdramas mit der Tötung und Wiedererstehung des Jahresgottes. Aus deutschen Frühlingsbräuchen (Tötung und Wiederbeleben des ‚Wilden Mannes‘, ‚Tod‘ ins Wasser tragen und herausholen) ist dies schon lange bekannt. Für das Dreikönigsspiel fehlte es Stumpfl an deutschen Belegen.“ Ähnliches konnte er nur aus Skandinavien beibringen. „Um so wertvoller ist das Odenwälder Spiel aus Kirchzell, das nun überraschend deutlich seinen tiefen Sinn zeigt und uns in früheste Zeit führt.“ / **Die Kunde,** 7. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1939. H. Plath, **Zwei Sinnbilder.** Der Verfasser veröffentlicht und bespricht ein achtstrahliges Sonnensinnbild, das aus Steinen gebildet in der Küche eines Bauernhauses der Bentheimer Gegend sich befand und von den Bewohnern als Darstellung der Sonne bezeichnet wurde. Sodann beschreibt er ein Baumsinnbild an der Scheunentür eines Hofes in Mardorf. / **Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung,** 1. Jahrg., Heft 9, 1938. Friedrich Matz, **Die Indogermanisierung Italiens.** Matz setzt seinen Bericht, über dessen ersten Teil wir bereits berichteten, fort. So verdienstlich, wie wir bereits hervorhoben, die zusammenfassende Behandlung des verstreuten Stoffes ist, so sehr enttäuscht doch in dieser Fortsetzung seine Bemerkung über die Arbeiten von Altheim und Trautmann, die den neuaufgefundenen Felsbildern der Val Camonica gelten. Matz möchte annehmen, daß die von Altheim aufgezeigten Ähnlichkeiten mit schwedischen Felsbildern auf Zufall beruhen. Auf diese Weise läßt es sich Matz entgehen, die wichtigsten neuen Funde für die von ihm behandelten Fragen auszuwerten. / **Kieler Blätter,** Jahrg. 1938, Heft 4. H. Jankuhn, **Gemeinschaftsform und Herrschaftsbildung in frühgermanischer Zeit.** In der germanischen Spätzeit, für die allein wir schriftliche Quellen haben, finden wir zwei Gemeinschaftsformen: „das lose Nebeneinander gleichberechtigter Sippen ohne eine diese Vielheit überdeckende politische Institution“ (isländischer Bauernstaat, Geschlechterstaat der Dithmarscher) und andererseits ein Königtum

und die damit verbundene Gefolgschaft (Kriegerbund). Die Bodenfunde gestatten es, über die Gemeinschaftsform in frühgermanischer Zeit Aussagen zu machen. Während in der älteren Bronzezeit im germanischen Kerngebiet in der Gleichartigkeit der Gräber sich die Gleichberechtigung der Sippen spiegelt, läßt sich in der jüngeren Bronzezeit die Herausbildung eines mächtigeren Königtums aufzeigen. Das eindruckvollste Denkmal dieses die Volksgemeinschaft überragenden Königstums, das im Süden des damaligen Germanengebietes jedenfalls ein Heer-Königtum war, ist das Königsgrab von Seddin. Eine ähnliche Anlage findet sich nur noch in Schweden, es ist das Königsgrab von Håga bei Uppsala. Doch sind die Wurzeln des Königstums hier im Norden möglicherweise andere gewesen als im Süden. Auf Grund dieser Befragung der Grabfunde nach der in ihrer Form und Anlage sich äußernden Gemeinschaftsform kann also gesagt werden, daß Königstum und Kriegerbund keineswegs in der germanischen Spätzeit erst sich herausbildeten, sondern bereits in der jüngeren Bronzezeit. „Wenn diese Umschichtung in der politischen Gemeinschaftsordnung des germanischen Kreises bisher für eine Spätform gehalten werden konnte, und man in ihr sogar die Zeichen für eine Degeneration erblicken wollte, so wird für die Beurteilung dieser Frage der Befund der jüngeren Bronzezeit von großer Wichtigkeit. Mit dem Augenblick nämlich, wo die Germanen über ihr kleines Ursprungsgebiet hinausgreifen, und der ihre ganze spätere Geschichte bestimmende Kampf um die Herrschaft in Mitteleuropa beginnt, mit dem Augenblick also, wo sie politisch in stärkstem Maße aktiv werden, tritt diese Umschichtung ein. Das heißt aber, daß wir es bei diesem Vorgang nicht mit einer Degenerationserscheinung zu tun haben, sondern mit einer inneren Umbildung, die veranlaßt worden ist durch die politischen Gegebenheiten dieser Zeit, in der die Germanen ihre ersten Herrschaftsgebiete besetzen. Dieser Unterschied zwischen Kernland und Herrschaftsgebiet läßt sich durch die ganze spätere Geschichte verfolgen, auch wenn sich in der Spätzeit oft die Grenzen sehr viel stärker verwischen." Die lose Sippengemeinschaft und die straffere Kriegergemeinschaft, die zeitweise sogar in einen Gegensatz zu der Sippengemeinschaft treten kann, sind zweifellos „zwei ganz verschiedene Arten politischer Gemeinschaftsordnung". Deshalb darf man aber noch nicht die eine für echt germanisch, die andere für fremd halten. Vielmehr äußern sich in diesen verschiedenen Formen veränderte historische Voraussetzungen und Notwendigkeiten. „Die Durchschichtung des alten Prinzips gleichberechtigt nebeneinander stehender Sippen durch die Herausbildung einer politisch und militärisch führenden Schicht und die Entstehung des Königtums mit der die Sippenbindung auflösenden Gefolgschaft ist kein Vorgang, der in die Spätzeit germanischer Entwicklung gehört, sondern der sich erstmalig in dem Augenblick nachweisen läßt, wo die Germanen aus ihrem kleinen Kerngebiet heraustreten und den Kampf um den mitteleuropäischen Siedlungsraum beginnen." / **Archiv für Religionswissenschaft** 35, 1938, Heft 3/4. Fr. R. Schröder, **Germanische Urmythen.** Den ersten Teil seiner wichtigen Untersuchung widmet Schröder „Thor und Thjalfi". Die gotländische Sage, derzufolge Thielvar auf die tagsüber versinkende Insel als erster Feuer brachte und die Insel seitdem nicht mehr versank, erkennt Schröder als einen kosmogonischen Mythos. Er führt u. a. wichtige griechische und indoarische Parallelen an. Thielvar ist ein alter Feuergott, der dem indischen Agni aufs nächste verwandt ist. Als Feuerbringer ist er zugleich Kulturheros; er ist wesensgleich mit Loki. Der zweite Teil handelt über „Wodan und Wölsi". Wölsi ist nach Schröders Darlegung „eine Vorstufe der großen Göttergestalt (Wodan-Odin) ..., die neben ihr und in ihr bis zum Ende des Heidentums fortlebt". Schröder betont, daß Odin „ganz gewiß kein Gott ‚aus der Fremde' (ist), wozu man ihn einzig aus Ratlosigkeit hat stempeln wollen, da der Gott sich eben nicht in das im voraus fertige eigene System hineinzwängen ließ. Er ist so echt, so urgermanisch, ja weiterhin gar so indogermanisch, wie nur irgendeiner".

Gerhard Raab ᛣ

Am 17. Januar starb zu Wetzlar nach langem schweren Leiden unser Mitarbeiter Gerhard Raab. Mit ihm ist ein verdienter Vorkämpfer germanischen Denkens dahingegangen, der besonders durch seine Werke „Ewiges Germanien" und „Der Befreier" bekanntgeworden ist. Auch um unsere Zeitschrift „Germanien" hat er sich als Mitarbeiter und Anreger Verdienste erworben.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien
Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 April Heft 4

Auf den Spuren der Goten in der Dobrudscha

Von E. Trautmann

1.

Die große Krise, die das römische Reich im 3. Jahrhundert n. Ztw. durchmachte, ist mit dem Namen der Goten untrennbar verbunden. Der germanische Stamm traf die römische Verteidigungslinie an empfindlichster Stelle, am unteren Laufe der Donau. Wurde die Abwehrfront an dieser Stelle durchstoßen, das Mittelmeer erreicht, so war die Verbindung zwischen der Ost- und Westhälfte des Imperiums unterbrochen.

In der Moldau tauchen die Goten erstmalig, wie die Goteninschrift von Poiana[1] gelehrt hat, um 200 n. Ztw. auf. Sie saßen dort in Nachbarschaft der Karpen, eines Stammes dakischer Herkunft[2], der seine Burgen über den Karpathenwall hinaus bis ins Innere der Dakischen Provinz vorgeschoben hatte. Die Karpen hatten sich von römischer Herrschaft freigehalten. Mit den Goten verbündet, wurden sie zu den gefährlichsten Feinden des Reiches. Caracalla war der erste, der mit beiden Völkern zugleich zu kämpfen hatte (214). Die entscheidenden Goteneinfälle setzten schlagartig um die Mitte des Jahrhunderts ein. Jahr für Jahr sich wiederholend, suchten sie den ganzen Balkan und große Teile Kleinasiens heim. Sie drangen bis ins Herz Griechenlands vor und verschonten auch das westliche Mittelmeer nicht. Vor allem trafen sie das Reichsgebiet unmittelbar hinter der Grenze.

Wie verheerend diese Züge gewirkt haben, zeigen die Ausgrabungen in der Dobrudscha. Tropaeum, Tomi, Kallatis und andere Städte sind den Gotenstürmen zum Opfer gefallen, Siedlungen, die teilweise ihre Gründung bis in die Zeiten der ionischen Kolonisation, ins 8. oder 7. Jahrhundert v. Ztw. zurückführen konnten. Ein besonders aufschlußreiches Bild vermitteln die Grabungen von Histria, die, von V. Pârvan begonnen, jetzt durch Sc. Lambrino fortgeführt werden.

[1] F. Altheim, diese Zeitschrift 1939, S. 49f.; die dort genannten Runen von Fălticeni haben sich inzwischen als Fälschung erwiesen; vgl. A. Ferenczi, Siebenbürg. Vierteljahrsschr. 60, 169f. (Hinweis von C. Daicoviciu).
[2] V. Pârvan, Getica 41; 225; 239f.; 744; 746.

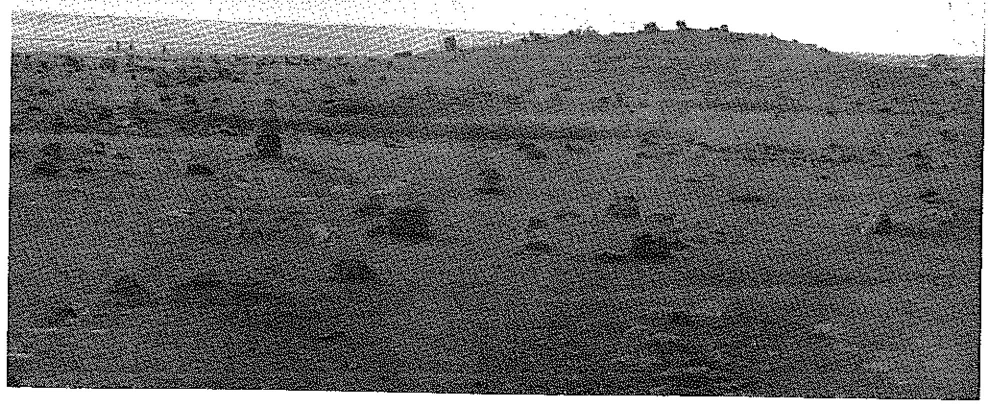


Abb. 1. Dobrudscha („Klein-Skythien"). Skythischer Grabhügel bei dem Dorf Kara Harman, unweit Histria.
Aufn.: E. Trautmann.

Wenn man von der rumänischen Hafenstadt Konstanza aus nach Norden fährt, gelangt man in das Gebiet, das im Altertum Klein-Skythien (Abb. 1) genannt wurde. Es verdient den Namen durchaus: Hier hat gleichsam ein Stück der großen russisch-asiatischen Ebene über die Donau hinweggegriffen. Steppe, Seen, Reste einstiger Lagunen, bestimmen das Bild der Landschaft. Endlos dehnt sich die Fläche bis zum Horizont, ein Weideland für Herden aller Art. Nah und fern sieht man sie in der ausgedörrten, nur im Frühjahr grünenden Steppe. Die Wasserflächen und sumpfigen Ufer der Seen dazwischen sind bevölkert von zahllosen Vogelschwärmen.

Gelangt man ans Meer, verändert sich das Bild. Die braungebrannte Fläche beleben bläuliche und rosa Töne, dahinter das blaue Meer mit dem silberweißen Kranz seiner Brandung.

Hier lag Histria, eine griechische Gründung jener Zeit, als die Milesier den Handel im Schwarzen Meer an sich gerissen hatten. Die Stadt war auf einer Insel, unfern eines einst hier mündenden Donauarmes, erbaut. Neben der Einfuhr griechischen Handwerksgutes waren Fang und Zubereitung des Salzfisches[3] eine Haupterwerbsquelle. Die Münzen von Histria zeigten auf der Rückseite den Seeadler, wie er seine Krallen in den Rücken eines Thunfisches schlägt[4]. Man betrieb Handel flußaufwärts mit den eingeborenen Geten oder über die See mit den südrussischen Handelsstätten Tyras und Olbia, gleichfalls griechischen Siedlungen. Unter römischer Herrschaft nahmen Blüte und Ausdehnung der Stadt, der man wie allen anderen ihre Selbständigkeit belassen hatte, beträchtlich zu.

[3] Bedeutung der Fischerei für Histria: V. Pârvan, Histria IV. Acad. Română, Mem. Sect. Istor. 1916, Nr. 15, S. 31 [563]. Brief des Flavius Sabinus Z. 21 f.; Brief des Pomponius Pius S. 35 f., vgl. S. 43 [575]; 181 [713].

[4] Diese Gruppe erscheint bekanntlich auf dem kleineren der Goldhörner von Gallehus, die ihrerseits auf pontisches Kunstgewerbe zurückzugehen scheinen.

Sie griff von der Insel auf das Festland hinüber. Tempel und Bäder, ein prunkvolles Forum wurden erbaut; die Stadt umgab sich mit einem Kranz von Villen.

Die antike Überlieferung verlegte den Fall der Stadt Histria ins Jahr 238, in die Wirren der letzten Zeit Maximins. Goten und Karpen vereint hätten sie zerstört. Sc. Lambrino[5] hat gezeigt, daß dies nicht zutreffen kann. Die Ehreninschriften der Stadt reichen bis in die letzten Jahre des Kaisers Philippus Arabs (244—248); erst danach brechen sie ab. Also wird die Stadt dem großen Gotensturm unter dessen Nachfolger Decius zum Opfer gefallen sein. Kniva, der Anführer dieses Zuges, ist der Eroberer Histrias.

Die reiche Stadt hatte ihre Wehrhaftigkeit längst verloren. Da man auf den Schutz der römischen Waffen vertraute, ließ man die einstigen Mauern verfallen, und die neuen Stadtteile ohne Befestigung. Jetzt durchbrachen die Goten den Grenzschutz und drangen in das Hinterland ein. Eine Flotte begleitete das Unternehmen von der Seeseite her. Ihre Schiffe und Matrosen mußten zwangsweise von den Bewohnern der südrussischen Städte gestellt werden; Befehl und Besatzung blieben den Goten vorbehalten.

In Histria war an einen Widerstand nicht zu denken. Wehrlos fiel die Stadt den Eroberern zum Opfer. Sie wurde ausgeplündert und blieb fürs erste unbewohnt.

Erst nach Aurelians Gotensiegen konnte man an einen Wiederaufbau denken. Sein Nachfolger Probus begann eine neue Grenzwehr zu schaffen. Unter ihm wurde auch der Grundstein eines neuen Histria gelegt. Die Gründung hatte wenig mit der alten Stadt gemein; sie trug die Zeichen einer harten Zeit, da man stets neuer Einfälle gewärtig sein mußte. Wie in ältesten Zeiten, so zog sich jetzt Histria wieder auf die geschützte Insel zurück. Eiligst ging man an die Errichtung einer starken Mauer (Abb. 2 und 3). Um

[5] Rev. Et. Lat. 11, 457 f.

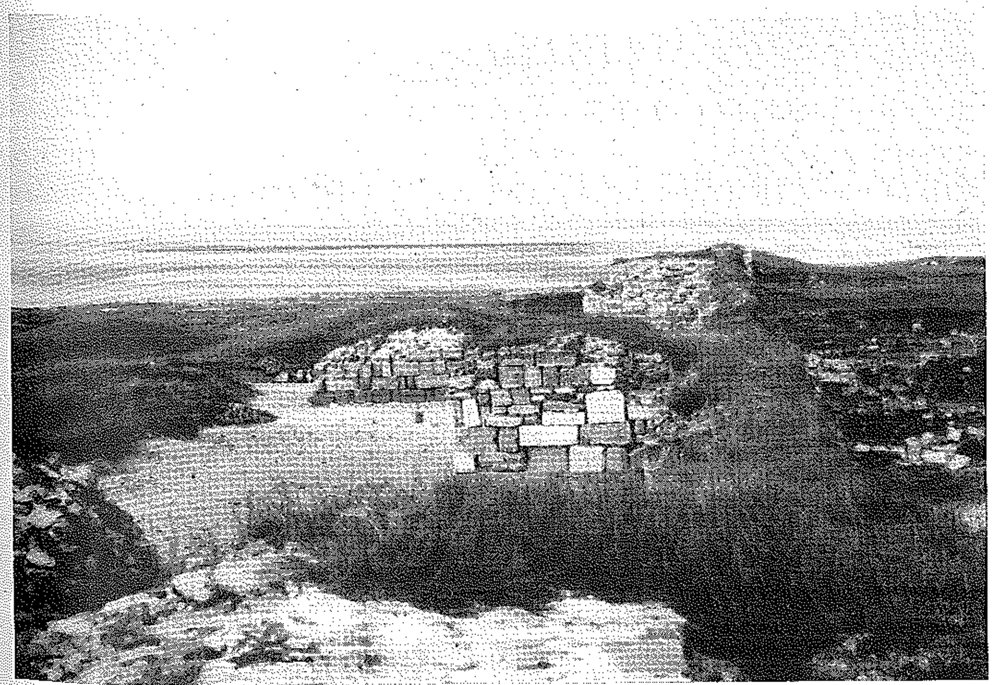


Abb. 2. Histria. Blick über die spätrömische Westmauer auf das Schwarze Meer. Man erkennt die eingemauerten Spolien, besonders am Turm in der Mitte. Ganz links die Anfänge vorgelagerter Erdwälle. Rechts die Grundmauern der Wohnhäuser.
Aufn.: E. Trautmann.

ihre vorspringenden Türme, ihre doppelten Tore zu errichten, schonte man nichts, was der Vergangenheit heilig gewesen war. Standbilder und Ehreninschriften, der Schmuck der öffentlichen und privaten Gebäude, nicht einmal die Säulen und Tempel waren zu gut, um diesem dringlichsten Bedürfnis zu dienen. Hinter der schützenden Wehr zusammengedrängt, führte eine ärmliche und stets gefährdete Bevölkerung ihr Leben. Klein und winklig gerieten die Straßen; in den Prunkräumen der einstigen Thermen wurden ärmliche Wohnungen eingebaut. Nur das Militär, und später die Kirche, durfte mehr Ansprüche stellen. In solch verkleinerter Form hat sich dann die Stadt, trotz ständiger Bedrohung, bis ins 7. Jahrhundert gehalten. Dann brechen die Spuren der Besiedlung ab; wir wissen nicht, welchem Schicksal sie endgültig zum Opfer fiel.

2.

Das folgenreichste Ereignis der Gotenkriege ist die Schlacht bei Abrittus 251. Die Schwere der Gefahr hatte den Kaiser Decius selbst auf den Kriegsschauplatz gerufen. In wechselvollen Kämpfen schlug er sich unverzagt mit dem gefährlichen Feind; Sieg und Niederlage wechselte bei diesen Gegnern, die sich ebenbürtig waren. Endlich schien Decius die gotischen Eindringlinge so weit gebracht zu haben, daß sie die schwer heimgesuchten Provinzen verließen. Dem beutebeladenen Zuge, der sich nach der Donau zu nordwärts bewegte, suchte der Kaiser bei Abrittus den Weg zu verlegen. Hier kam es zur Schlacht. Sie war eine der folgenreichsten, die das Jahrhundert gesehen hat.

Der Rückzug der Goten muß sich durch die heutige Dobrudscha vollzogen haben. Damit ist der allgemeine Rahmen gegeben. Eine weite Hochfläche aus Löß wird durch Wasserläufe und Auswaschungen in Täler und Schluchten zerteilt. Sie wird dadurch zugleich



Abb. 3. Histria. Spätrömische Westmauer von außen. Rechts vorspringende Mauertürme, links die vorgelagerten Erdwälle.
Aufn.: E. Trautmann.

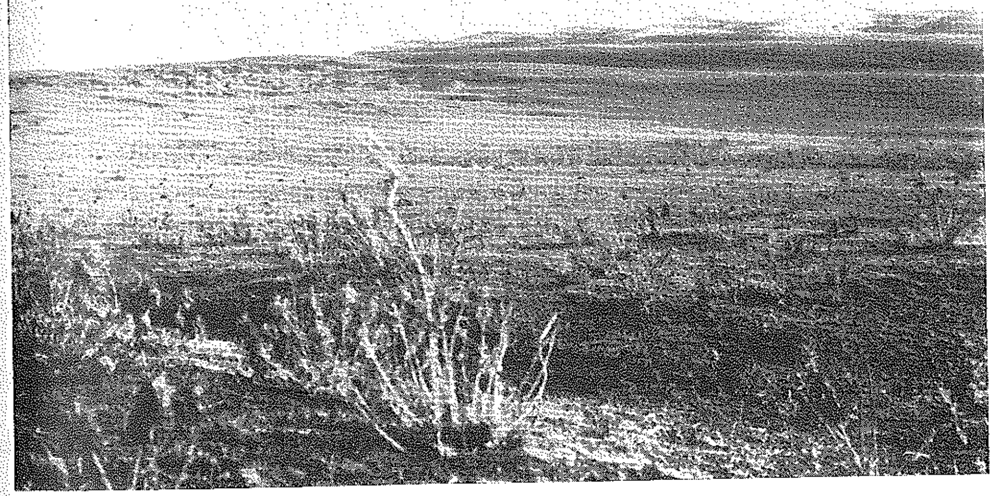


Abb. 4. Die Stadt Abrittus. Auf dem ansteigenden Gelände rechts sieht man den vorgelagerten Graben und Wall, dahinter die (durch Raubgrabungen der Bauern zerstörte) Stadtmauer mit sechs vorspringenden Türmen; sie stammt aus Konstantinischer Zeit.
Aufn.: E. Trautmann.

einförmig und bewegt, weitflächig und doch nicht grenzenlos. Die Dörfer sind sparsam verteilt und in den Bodenfalten versteckt; bevölkert wird diese Landschaft von Pferdeherden. Überhaupt bildet sie ein ideales Gelände für den Reiterkampf, und als solchen möchte man sich die Schlacht des Jahres 251 am ehesten vorstellen.

Die Stadt Abrittus selbst (Abb. 4) ist durch den österreichischen Forscher K. Škorpil vor vielen Jahren festgelegt worden[6]. Sie lag zwischen den heutigen Dörfern Azaplar und Čamilaru, einen Tagemarsch von Tropäum und dem Monument des Trajan entfernt, dessen Namen der Kaiser Decius dem seinen hinzugefügt hatte. Abrittus wurde, wie auch Tropäum und so manche Stadt der Nachbarschaft, von den Goten im Anschluß an die besprochenen Kämpfe zerstört, dann durch Konstantin wieder aufgebaut. Dieser Zeit und dem darauffolgenden Jahrhundert gehört alles, was heute noch sichtbar ist, an.

In der Nähe muß das Schlachtfeld gesucht werden. Der überlieferte Hergang des Kampfes[7] gibt den einzigen Anhalt. Danach muß versucht werden, die Vorgänge festzulegen. Was wir wissen, ist folgendes.

Als es zum Kampf kam, fiel Decius' Sohn, durch einen Pfeil getroffen. Der Kaiser ließ sich dadurch nicht entmutigen. Er griff den Feind an und schlug die beiden ersten gotischen Schlachthaufen, die ihm entgegenstanden. So schien der Kampf halb gewonnen. Noch hielt sich ein dritter Haufe, durch einen tiefen Sumpf gedeckt. Die römischen Soldaten waren bereits ermüdet. Jedoch auf den Rat seines Unterfeldherrn Trebonianus Gallus,

---

[6] Bei E. Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien 350. Der heutige Name der Ruinenstätte ist Abtat Kalessi.

[7] Die Zeugnisse bei B. Rappaport, Die Einfälle der Goten 41.



Abb. 5. Das Schlachtfeld von Abrittus. Der Weg im Vordergrund führt links zu den Stadtmauern, rechts zu dem Dorf Azaplar. Das tief eingeschnittene Bachbett geht vorne rechts in den Sumpf, der sich bis Azaplar erstreckt.
Aufn.: E. Trautmann.

dem man heimliche Absichten auf die Kaiserkrone nachsagte, griff der Kaiser auch die letzte Abteilung des Feindes an. Aber ihre Stellung war uneinnehmbar, dieser letzte gotische Rückhalt ließ sich nicht werfen. Bei dem Durchwaten des Sumpfes versanken Decius und alle, die ihm gefolgt waren, in dessen unergründlicher Tiefe. Wer übrig blieb, den erlegten die gotischen Pfeilschützen aus der Ferne.

Der Schlag traf Heer und Reich aufs schwerste. Nicht einmal die Leiche des Kaisers konnte geborgen und begraben werden. Trebonianus Gallus, der Nachfolger, mußte den Abzug der germanischen Sieger mit Geldzahlungen erkaufen.

Bei der Festlegung des Schlachtfeldes kommt alles darauf an, den Sumpf wiederzufinden, der den Schauplatz von Decius' Katastrophe gebildet hat. Abrittus liegt am Rande einer Hochfläche, die durch einen vorüberfließenden Bach gebildet wird. Dieser Bach hat sich tief in den weichen Löß eingefressen: sein Lauf bildet eine Schlucht, die die Hochfläche nach Nordosten zu dreiseitig umgibt. Dort, wo der Wasserlauf sich dem Dorf Azaplar zuwendet, stagniert er in zahlreichen Windungen und breiten Lachen (Abb. 5). Hier muß der einstige Sumpf gesucht werden, und in der Tat dient eben diese Stelle den Bewohnern des Dorfes als Torfstich.

Damit wäre die Stelle, die den Brennpunkt der Schlacht bildete, und damit das Schlachtfeld überhaupt festgelegt. Auf den Höhenrücken jenseits könnte der gotische Rückhalt, an dem Decius' letzter Angriff scheiterte, aufgestellt gewesen sein. Diese Feststellungen konnten als Ergebnis mitgenommen werden, als ich, zusammen mit F. Altheim-Halle, im August 1938 Abrittus aufsuchte.

Die Ausgrabungen in den Höhlen von Mauern

Von A. Bohmers

Seit Juni 1937 werden im Auftrage der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Ahnenerbe" die Höhlen von Mauern untersucht. Diese sind am Südrande des Fränkischen Jura zwischen Ingolstadt und Donauwörth gelegen. Die fünf Höhlen befinden sich unmittelbar nebeneinander am westlichen Abhang des Wellheimer Trockentales, ungefähr 20 Meter über der Taloberfläche an einem nasenartigen Felsvorsprung von Malm.

In und vor allen Höhlen wurde dasselbe stratigraphische Profil festgestellt (siehe Abb. 1). Das Profil, dessen Gesamtmächtigkeit örtlich verschieden ist, fängt oben mit einer Humusschicht (A) an, die einer gelblichgrauen Lößschicht (C und E) aufgelagert ist, deren Oberkante durch eine schmale, dunkelbraune Verlehmungsschicht (B) gebildet wird. Die Lößschicht kann eine größte Mächtigkeit von 2,50 Meter erreichen. In ihrer unteren Hälfte ist eine graue Verlehmungszone von höchstens 0,75 Meter Dicke eingeschaltet (D). Unter dem Löß befindet sich eine bis 1,50 Meter dicke Schicht fetten Höhlenlehms, wovon vor den Höhlen die obere Hälfte grau (F), die untere Hälfte braun gefärbt (G) ist. Die obere graue Schicht nimmt nach dem Höhleninneren zu allmählich ebenfalls eine braune Farbe an. Unter dem Höhlenlehm folgt eine dünne schwarzgraue Lehmschicht (H) und darunter eine hellgelbe Tonschicht (I). Nur die Lößschichten (C und E) enthalten viele große bis sehr große splittrige Dolomitsteine, während die Lehmschichten viele kleine, abgerundete Steinchen enthalten.

An der Grenze zwischen Humus und Löß wurden einige Spuren von Mesolithikum und in den obersten Lößschichten Spuren der jüngsten Magdalenstufe gefunden, zu vergleichen mit der oberen Stufe von Kaufertsberg. Darunter folgt in dem Löß eine verhältnismäßig mächtige Hochmagdalenschicht, die zu vergleichen ist mit der Magdalenstufe der Kastlhänghöhle und den Klausen bei Neuessing.

Die untere Grenze der Hochmagdalenstufe liegt 20 Zentimeter über der in den Löß eingeschalteten Verlehmungszone. Von dieser Grenze bis zur Oberkante des Höhlenlehms sind die Schichten fast steril. Es wurden darin nur ein typischer Kielkratzer und einige retuschierte Klingen gefunden, die eine Aurignacstufe andeuten.

Sowohl in der grauen als auch in der braunen Höhlenlehmschicht wurden zahlreiche Feuerstellen, Knochen und folgende Geräte gefunden: viele Schaber, Handspitzen, einige Breitklingen, Faustkeile und Knochenamboße. Die Kultur der braunen Höhlenlehmschicht gehört nach allen Geräten der Moustierstufe an. In der darüberlagernden grauen Lehmschicht finden

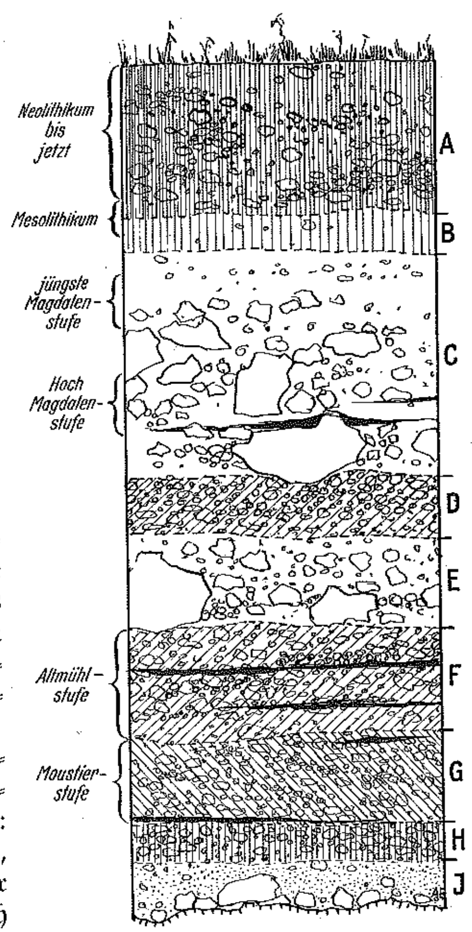


Abb. 1. Schematisches Profil. Höhe 4 m. Schwarz: Kohleschichten

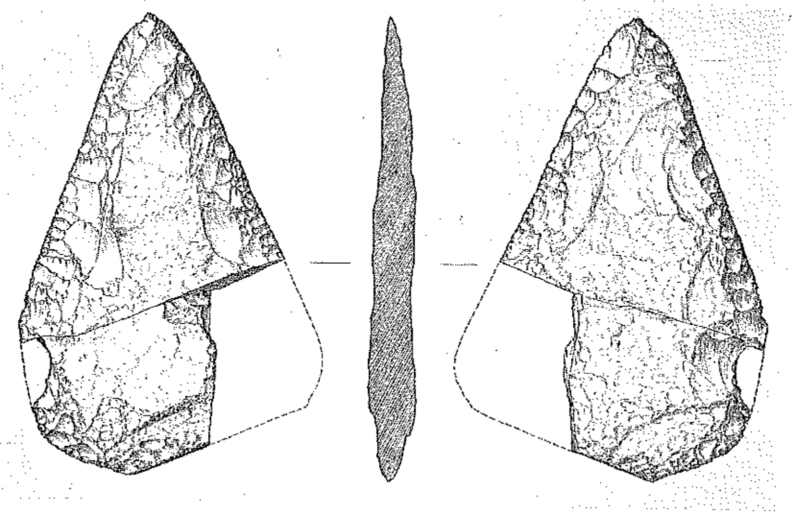


Abb. 2a 2b 2c
Dreieckige Faustkeile

sich neben Geräten vom Moustiertypus insgesamt etwa 30 Blattspitzen, außerdem alle Übergänge zwischen Blattspitzen einerseits und Schabern (Abb. 8), Handspitzen (Abb. 7) und Faustkeilen andererseits. Da diese Funde etwas völlig Neues darstellen, möchte ich sie eingehender beschreiben.

Zunächst sei einiges gesagt über die den beiden Lehmschichten gemeinsam angehörenden Geräte. Sie sind zum großen Teil aus grauem Hornstein hergestellt, der sich in Platten und Knollen im Malm γ und ε findet. Manchmal hat man auch Radiolarit der Donaugerölle und Jaspis der Albüberdeckung benutzt. Die Klüftung von all diesen Gesteinsarten ist sehr unregelmäßig und schlecht. Hierdurch erklärt sich, daß viele Abschläge, wie man sie zur Herstellung der Geräte benutzte, einen Clactoncharakter vortäuschen. Abschläge aus Kernstücken mit präparierter Basis und Levallois-Eigenschaften treten aber auch oft auf. Die Mehrzahl der Geräte aus diesen Schichten besteht aus Schabern, die wahrscheinlich sehr oft auch zum Schneiden benutzt worden sind. Viele sind trotz des schlechten Materials sehr schön gestaltet mit weit auf die Oberfläche hinaufführender Flächenretusche, die nach den Kanten allmählich übergeht in steilere Retusche („Stufenretusche"). Sehr schön bearbeitet sind die Doppelschaber oder Doppelspitzen. Weiter wurden einige weniger gut gearbeitete Handspitzen gefunden und einige sehr schön gearbeitete

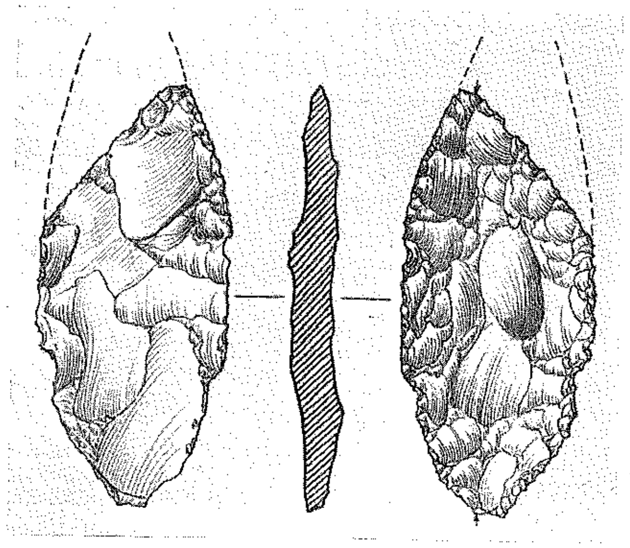


Abb. 3a 3b 3c
Blattspitze

dreieckige flache Faustkeile (Abb. 2). Soweit zeigen alle diese Funde weitgehende Übereinstimmung mit den süddeutschen Funden von dem Schulerloch, von Sirgenstein, Heidenschmiede und Vogelherd, die man bisher in die Moustierstufe, bei den zwei letztgenannten Fundstellen auch in die jüngere Acheulstufe gestellt hat. Im allgemeinen sind die Mauerner Geräte etwas schöner gearbeitet. Die Doppelschaber oder Doppelspitzen stimmen weitgehend mit denen von Taubach-Ehringsdorf überein.

Ferner besteht große Ähnlichkeit mit den klassischen Funden von Le Moustier (obere Schicht des Moustérien typique), La Quina (obere Schicht) und anderen in diesen Kreis gehörenden Fundstellen wie La Ferrassie (Moustérien supérieur), Placard, Pourret usw. Auch die schönen, flachen, dreieckigen Faustkeile sind sehr allgemein in der französischen oberen Moustierstufe verbreitet, so daß sie manchmal vorherrschen und dort ein „Moustérien de tradition acheuléenne" gebildet haben. Die in Frankreich in diesen Schichten verhältnismäßig häufig auftretenden Klingen und retuschierten Spitzen vom Chatelperrontyp fehlen aber in Mauern vollkommen.

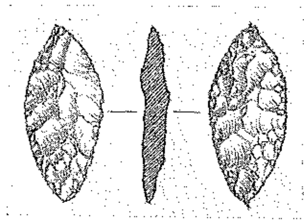


Abb. 4a 4b 4c
Blattspitze

Ich beschreibe nunmehr die Geräte besonderer Prägung aus dem oberen grauen Höhlenlehm. Sehr charakteristisch sind die verhältnismäßig zahlreich neben den moustierartigen Geräten gefundenen Blattspitzen, die weitaus größte Zahl, die jemals in Deutschland zusammen gefunden wurde. Diese sind zum Teil aus Hornstein- und Jaspisabschlägen, zum Teil aus Plattenhornstein hergestellt. Die Größe variiert zwischen 4,3 und 30,0 Zentimeter. Von den größeren konnten aber, weil sie nicht vollständig erhalten sind, die

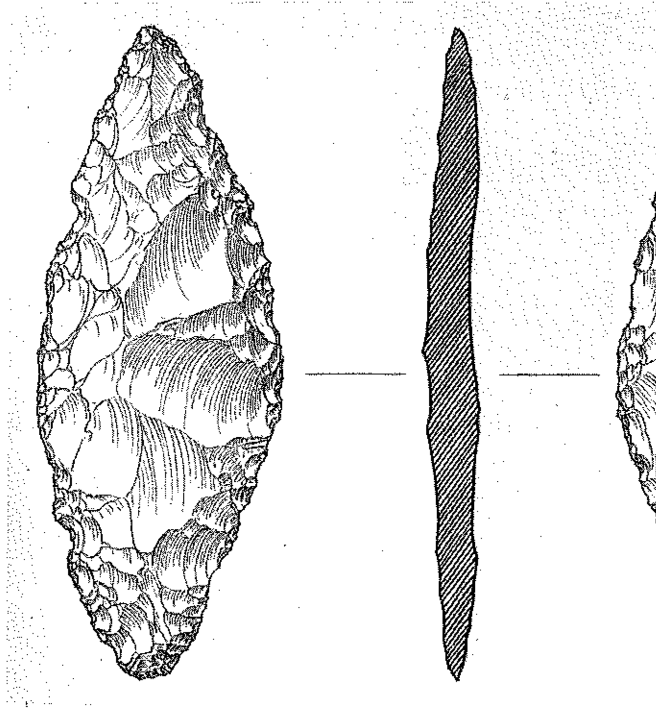


Abb. 5a 5b 5c
Blattspitze

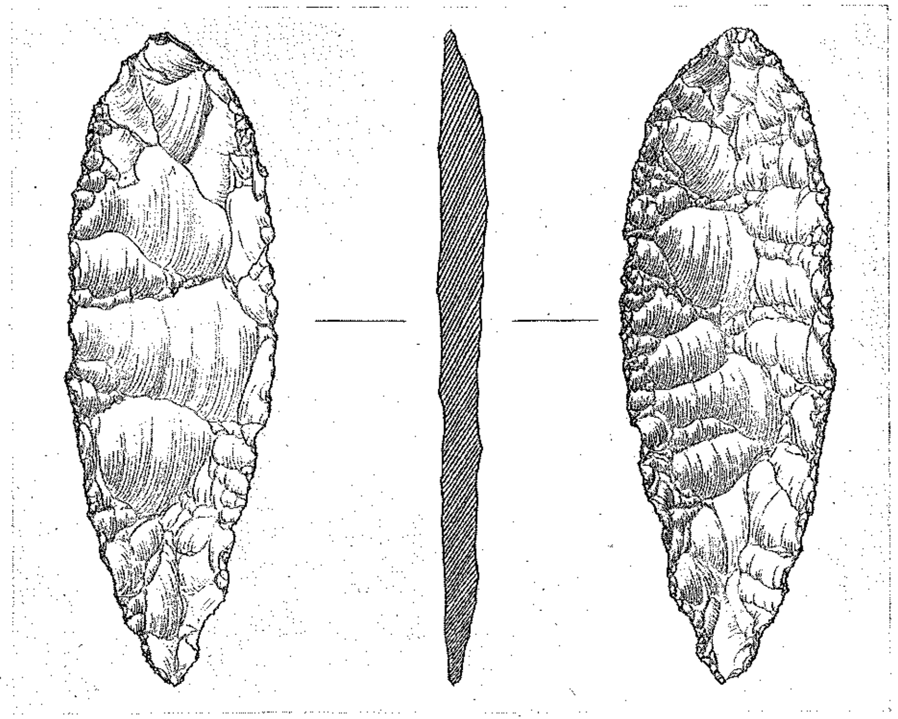


Abb. 6: Blattspitze

Maße nicht mehr rekonstruiert werden. Äußerst lange und äußerst breite Formen treten auf. Die Dicke ist immer gering. Manche sind weniger schön bearbeitet, die meisten aber sehr sorgfältig, so daß sie in dieser Hinsicht mit den besten ungarischen Solutretypen und mit den schöneren französischen zu vergleichen sind. In zwei Punkten weichen die Blattspitzen von Mauern völlig von diesen ab: Einmal zeigt ein Teil der Blattspitzen zwei einander gegenüberliegende Einkerbungen, die auf Schäftung hinweisen (Abb. 3)[1], wie bei den Blattspitzen der Urspringhöhle. Außerdem ist die Retusche von den Solutretypen abweichend. Die eine Seite der Blattspitzen zeigt nur Oberflächenretusche, während die andere neben der Oberflächenretusche an den Kanten eine steilere Retusche hat (Abb. 3 und 6). Diese Art der Retusche finden wir auch bei den Schabern und Faustkeilen des jüngeren Altpaläolithikum, nicht aber in der Solutrestufe. Die Blattspitzen zeigen zahlreiche Übergänge zu den andern Geräten. Diese Übergänge sind auch in der jüngeren Acheulstufe der Klausen bei Neuessing im Altmühltale gefunden worden, und auch dort tritt eine vereinzelte Blattspitze auf[2]. Vielleicht kann man noch eine Reihe anderer, bisher nicht verstandener Funde, wie zum Beispiel von Köften bei Lichtenfels, Altendorf usw. hiermit in Zusammenhang bringen.

Um das geologische Alter der Diluvialschichten zu bestimmen, wurden verschiedene Methoden benutzt. Der Gehalt der Höhlenschichten an Holzkohle und Pollen ist zu gering, um daraus die Flora zu bestimmen. Die Fauna zeigt nach den Bestimmungen von W. Kollau in allen Diluvialschichten mit Ausnahme der obersten Lößschichten die gewöhnliche Höhlenfauna mit Mammut, wollhaarigem Nashorn, Höhlenbär, Pferd und

[1] Die Blattspitze Abb. 3 ist einmal abgebrochen gewesen und wurde dann zwecks späteren Gebrauchs erneut retuschiert.

[2] Siehe H. Obermaier, Altpaläolithikum mit Blattypen. Mitt. d. Wien. Anthrop. Ges. Bd. 59 (1929).

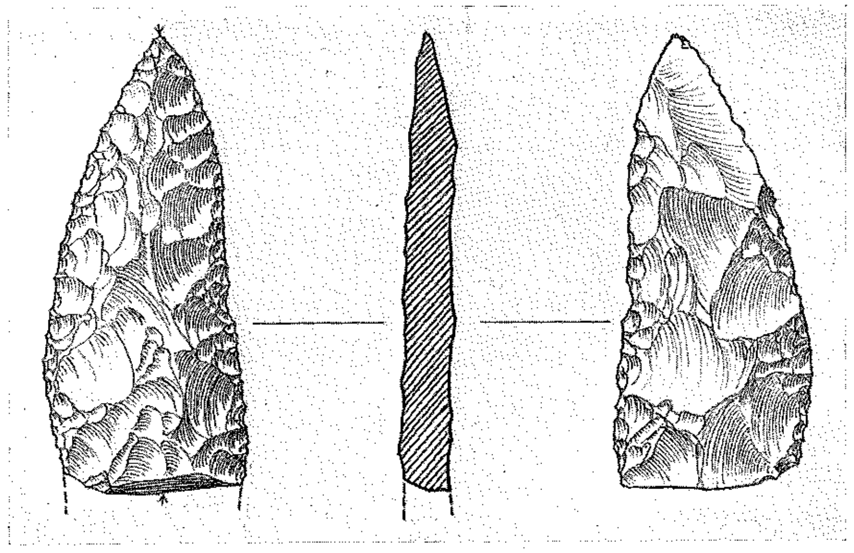


Abb. 7a 7b 7c
Blattspitze. Übergang zur Handspitze

Ren. In dem Höhlenlehm (F und G) tritt zusammen mit Mammut und wollhaarigem Nashorn das Mercksche Nashorn auf. Das spricht dafür, daß der Höhlenlehm eine interglaziale Bildung ist (Riß-Würm). Die Lößschichten konnten durch sedimentpetrologischen Vergleich mit Lößschichten aus der Umgebung als Löß der Würmvereisung bestimmt werden. Es sei auch auf das reichliche Vorkommen großer, splittriger Dolomitsteine hingewiesen, das sich durch starke Frostverwitterung während der Ablagerung des Löß erklärt. Außerdem wurden im Tal verschiedene Bohrungen angesetzt, wobei eine bis 10 Meter mächtige Schotterschicht mit rißeiszeitlichen alpinen Geröllen und weitere Be-

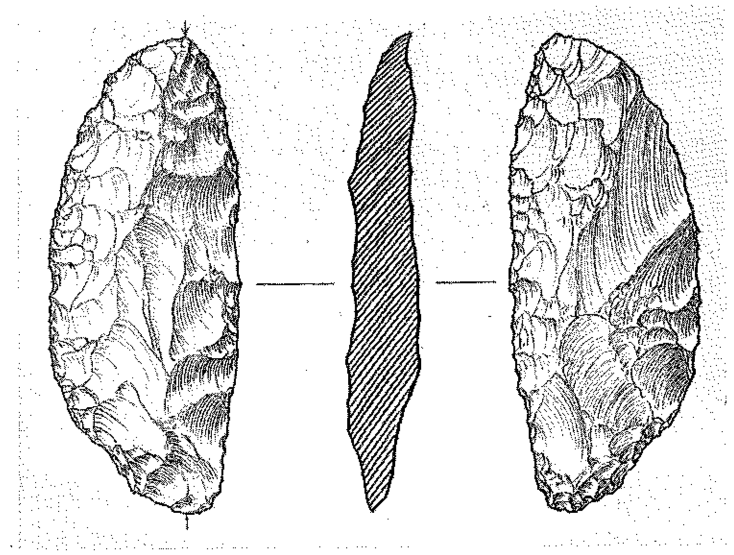


Abb. 8a 8b 8c
Übergang zwischen Doppeltschaber und Blattspitze

weisgründe zu dem Schlusse führten, daß die Donau bis in das letzte Interglazial durch das Wellheimer Trockental floß. Auf den Donauschottern lagern eine Reihe Ton- und Lößschichten, die humose Lagen enthalten, welche durch Dr. Schütrumpf pollenanalytisch untersucht wurden. Diese Schichten konnten auch mit Hilfe der Schwermineralien mit den Höhlensedimenten verglichen werden, so daß wahrscheinlich, wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind, auch für die pollenfreien Höhlenschichten die derzeitige Flora bekannt sein wird. Nach dem bisherigen Stand der Untersuchungen kann es als sehr wahrscheinlich angesehen werden, daß die Höhlenlehmschichten (H, G, F) dem letzten Abschnitt des Riß-Würm-Interglazials angehören und daß die Lößschicht E im Würm I, die Verlehmungszone D im Würm I-II-Interstadial und Lößschicht C in Würm II und III abgelagert wurde.

Da die Kultur der grauen Höhlenlehmschicht mit den Blattspitzen und Übergangsgeräten völlig neu ist, möchte ich ihr den Namen **Altmühlstufe** geben.

Der Wirbel als Sonnensinnbild

Von Friedrich Mößinger

Bekannt und oft besprochen ist ein frühromanischer Christus, über dem in das Kreuz ein Wirbel eingehauen ist, der als Sonnenscheibe gedeutet wird. Nun heißt zwar Christus in der Skaldenumschreibung (Jüngere Edda) „König der Sonne", aber aus dem Steinbild allein läßt sich Gewißheit darüber nicht gewinnen, daß der Wirbel die Sonne darstellen soll. Diese Gewißheit lesen wir aus dem Bild 50 bei Zaborsky und noch besser aus einem Glasbild im Hessischen Landesmuseum zu Darmstadt. Es handelt sich um das Teilstück einer Kreuzigung aus dem frühen 11. Jahrhundert. In glühenden, märchenhaft schönen Farben erstrahlt es dem Beschauer. Grün ist das Kreuz, das durch diese Farbe wohl als Lebensbaum gekennzeichnet werden soll; rot ist das Lendentuch und der Heiligenschein Christi; leuchtend strahlen vom nachtblauen Himmel Sonne und Mond, dieser fahlgelb, erstere als blutroter, rechtsdrehender Wirbel gestaltet. Es kann hier über den Symbolgehalt dieses Wirbels kein Zweifel sein (so unsicher sonst auch manche Sinnbilddeutungen sein mögen), zumal wir derartige Sonnendarstellungen zweifelsfrei noch einige Jahrhunderte hindurch finden. So zeigt ein Siegel der Imagina, der Witwe Adolfs von Nassau, von 1306 Sonne und Mond bei einer sitzenden Frau. Die Sonne ist als linksdrehender Wirbel ausgestaltet mit eigentümlich geknickten Flammen, so daß das Ganze fast hakenkreuzähnlich aussieht. Drei schlesische Stadtsiegel zeigen jeweils neben einem Turm Sonne und Mond. Auf dem Siegel von Haynau aus dem 13. Jahrhundert ist es noch ein einfacher, achtzackiger, linksdrehender Wirbel. Bolkenhain (1326) zeigt als Sonne ein Gesicht, von dem viele rechtsdrehende, wirbelnde Strahlen abgehen. Landeshut (1405) hat eine ähnliche linksdrehende Sonne. Daß auch noch später der Wirbel als Sonne verstanden wird, sehen wir an einem Tonrelief von 1576 an der Friedhofskirche zu Aalen (Württemberg). Angesichts dieser untrüglichen Beispiele ist die Deutung der Wirbel an Haus und Gerät als Sonnenzeichen durchaus sicher, ja das Wissen um dieses Zeichen muß sich bis in unsere Tage erhalten haben, sonst könnte die Rosette des Löwenzahns nicht noch im 19. Jahrhundert im Aargau und Thüringen „Sonnenwirbel" heißen.



Abb. 1. Bolkenhayn Schlesien 1326 (v. Saurma-Jeltsch, Wappenbuch der schles. Städte 1870).
Aufn. Hess. Landesmuseum Darmstadt



Abb. 2. Landshut (Schlesien) 1405 (v. Saurma-Jeltsch, Wappenbuch der schles. Städte 1870).
Aufn. Hess. Landesmuseum Darmstadt

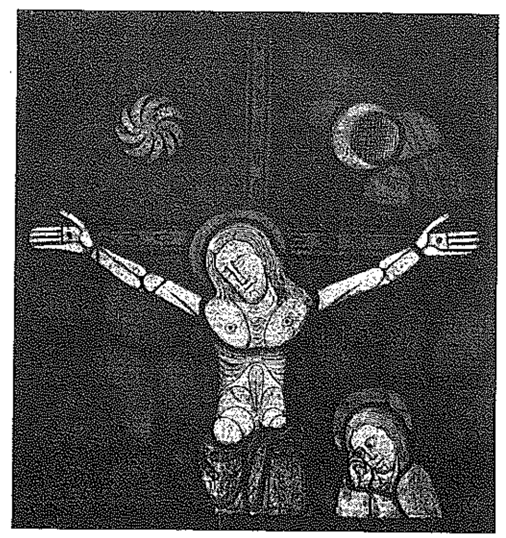


Abb. 3. Glasfenster: Kreuzigung um 1000 (Frühes 11. Jh.), Bodenseegegend.
Aufn. Hess. Landesmuseum Darmstadt

Völker und Rassen auf dem Boden Kärntens

Von Georg Graber, Klagenfurt

Nun scheint die Sonne über unsere freie, heilige Kärntner Erde, und Deutschland streckt seine stahlgepanzerten Arme schützend herüber bis zur Karawankengrenze.

Schon für die Zeiten frühester Besiedlung ist anzunehmen, daß Völker auf der geschlossenen Fläche Innerkärntens, die nach außen wenig Verbindungen besitzt, nebeneinander wohnten und miteinander verschmolzen. Da es im Innern an trennenden Schranken fast völlig mangelt, bildete sich auch in den späten Zeiten des erwachenden Volksbewußtseins keine scharfe Sprachgrenze aus. Diese Sprachgrenze bietet im Gegenteil mit ihren mehrfachen Zerreißungen, Einschneidungen und gegenseitigen Einschlüssen das Bild einer völligen Durchdringung zweier verschiedener Völker. Dabei glichen sie sich in ihrer Kultur gegenseitig derart an, daß die Deutschen die Geber, die Slowenen aber willige Empfänger waren, ein völlig natürlicher Vorgang, da die Slowenen von ihren Stammesgenossen im Süden durch die Karawanken und die Karnisch-Julischen Alpen weit entschiedener getrennt sind als die deutschen Kärntner im Norden von ihren deutschen Stammesgenossen. Jede geographische Einheit, auch eine so kleine wie Kärnten, ist zu einer geschichtlichen Rolle berufen. Denn sie nimmt inmitten anderer weniger geschlossener Landschaften eine gefestigte Stellung ein, an der die Wellen friedlicher und feindlicher Art anbranden und die für Verteidigung wie Ausfall gleich günstige Aussichten bietet. Kärntens geschichtliche Einheit ist durch seine geographische Grenzlage und Gebirgsumsäumung bedingt.

Schon nach der römischen Besetzung des Landes (15 v. Chr.) wurden die Karnisch-Julischen Alpen und die Karawanken die Grenze zwischen Italien und der nördlich davon durch Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) eingerichteten Provinz Noricum. Niemals hat Italien über diese zwei Gebirge heraufgereicht. Bis in das 2. Jahrhundert war die von den Kelten gegründete Stadt Virunum im Herzen Kärntens, auf dem geschichtlich bedeutsamen Zollfelde gelegen, Sitz des Statthalters von Noricum, das von den Karawanken und Karnischen Alpen bis hinauf zur Donau reichte. Im Frieden der Römerzeit erfreute sich das Land einer hohen Blüte. Im 5. Jahrhundert durchzogen germanische Scharen das Land, 473 Goten, um dieselbe Zeit Alanen. Unter Theoderich (493—526) gehörte es zum Ostgotenreich. Hierauf kurze Zeit zum Reich der Franken und nach der Einwanderung der Langobarden in Italien (568) teilweise zum Langobardenreich. Die Reste der antiken Kultur gingen durch den Einbruch der Slawen zugrunde, die um 590 unter der Herrschaft der Awaren vom Lande Besitz nahmen. Eine dünne slawische Bevölkerung überdeckte nun den größten Teil von Kärnten. Mit dem Untergange des Weströmischen Reiches hörte die politische Beherrschung Kärntens durch Italien für immer auf, und es erfolgte ein völlig neuer Aufbau von Norden her. Zur selben Zeit, in der Slawen und Awaren von Osten her vorrückten, erschienen im Westen Kärntens die Bayern. Wiederholt kam es im Kärntner Oberlande zu blutigen Schlachten der Bayern mit den Slowenen und Awaren, bis nach einigen Jahrzehnten wieder Ruhe eintrat. Um 635 eroberten die Langobarden das Gailtal und hoben von den Kärntner Slawen über hundert Jahre Zins ein, wofür sie ihnen Waffenruhe gewährten. Vom awarischen Joch wurden die Slawen um 750 durch Herzog Tassilo III. befreit. Nach dessen Sturz wurde Karantanien dem Reiche Karls des Franken einverleibt, der 796 die Awaren niederwarf und zwei Marken, die Mark an der Donau und die Mark Friaul, einrichtete. Die Grenze zwischen beiden bildeten wieder die Karawanken.

Eine starke deutsche Siedlungstätigkeit setzte nun unter der deutschen Herrschaft ein. Weite Ländereien verschenkte der deutsche König nach fränkischem Recht an deutsche Kirchen und Adelige, um den Boden zu verbessern und Wohnstätten anzulegen. Deutsche Bauern kamen in das Land und rodeten fleißig bis in den äußersten Südosten des Landes, der im 12. Jahrhundert hauptsächlich von Deutschen bewohnt war. Fast aus allen deutschen Gauen strömten Bauern und Handwerker zu, das ganze Rechts- und Verwaltungsleben ist auf deutscher Grundlage aufgebaut. Erst Otto II. trennte im Jahre 976 Kärnten von Bayern und machte aus ihm ein eigenes Herzogtum, das älteste auf österreichischem Boden. Es erstreckte sich anfangs im Westen auch über das Gebiet von Lienz, mit dem es heute durch die Tat des Führers wieder vereint ist, im Norden und Osten über den Lungau und fast die ganze Steiermark. Diese außerhalb der Naturgrenzen Kärntens liegenden Gebiete lösten sich indessen schon zwischen 1000 und 1147 los, während die Grenzen des Rumpfes bis zum Frieden von Saint Germain fast unverändert blieben.

Kärnten selbst ist sicherlich nicht als ein für die Bildung eigener Rassenformen geeignetes Gebiet anzusehen. Aber der Wandel der geschichtlichen Ereignisse und der Wechsel von Völkern auf diesem Boden seit anderthalbtausend Jahren hat seine deutlichen Spuren auch in der heutigen Bevölkerung dieses Landes zurückgelassen. Niemals verschwindet beim Auftreten größerer Völkermassen die vorher in einem bestimmten Siedlungsraume ansässige Menschengruppe völlig. Viel häufiger geht die schwächere in der stärkeren Schicht unter, indem das Zweckmäßigere sich durchsetzt. Die für einen Siedlungsraum weniger geeignete Kultur wird verdrängt und bleibt nur in Resten zurück. Aber ihre früheren Träger verschwinden nicht, sondern ihre völkische Erbmasse geht in der Mischung mit der später gekommenen Menschengruppe auf. Nach unseren heutigen Erfahrungen auf dem Gebiete der menschlichen Erblehre zeigt sich in der neuen Menschenmasse einerseits die

rassische Eigenart des einen der beiden Kulturträger, die sich vermischen, anderseits aber rassische Mischformen, also vereinzelte rassische Merkmale der Voreltern oder beide in verschiedenem Ausmaße gemischt.

Über das Schicksal von Völkern entscheiden nicht Klima, Wirtschaft und Politik, sondern die Kraft der Rasse und die Reinheit des Blutes. Wie die Geschichte lehrt, hatte das Eindringen fremden Blutes immer die Zersetzung von Sittlichkeit und Charakterwerten zur Folge. Die minderwertige Rasse hatte Gewinn, die höherstehende verlor ihre kostbaren Erbeigenschaften, ja sie ging, wenn sie nicht kämpferisch genug war, zugrunde. „Die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust jener Widerstandskraft, die nur dem reinen Blute zu eigen ist." (Adolf Hitler.)

Wie das deutsche Volk im großen, ist das Kärntner Volk im kleinen durch Sprache, Geschichte Kultur und den gemeinsamen Heimatraum zusammengeschlossen. Vielfach gemeinsame Ahnen machen uns zu Brüdern, Blut und Boden schweißen uns zu einer Volksgemeinschaft zusammen, die sich oft, in guten wie in bösen Tagen, erwiesen hat. Dagegen hebt sich die Rasse von anderen Menschengruppen durch den gemeinsamen Besitz einer Anzahl von angeborenen, im Erbwege seit vielen Geschlechtern weitergegebenen körperlichen und geistigen Merkmalen ab. Den sichtbaren Merkmalen einer Rasse liegen Erbanlagen zugrunde, die sowohl geistig-seelisch, als auch körperlich eigenartig sind und erst bei der Auseinandersetzung mit einer fremden Umwelt in Erscheinung treten.

Auf Grund der Merkmale, die für die Unterscheidung der Rassen in Betracht kommen, vermag die Forschung der letzten Jahre den heutigen rassischen Aufbau Kärntens folgendermaßen zu bestimmen: Als die wichtigsten erscheinen jene Aufbauformen, die zum nordischen Rassenkreise, der nordischen und fälischen Rasse gehören. Als zweite Großwuchsformen Kärntens folgt an zweiter Stelle die dinarische Rasse. Sie hat sich mit der nordischen Form vielfach und frühzeitig vermischt. Der alpine und dunkelostische Einschlag ist dagegen viel seltener, und ein gleiches gilt von den hellostischen Erscheinungen, die wir im slowenischen Sprachgebiet öfter antreffen als im deutschen. Schließlich kommen noch einzelne Vertreter der westischen oder Mittelmeerrasse vor. Nach dem Hundertsatz sind 53 Anteile zum nordisch-fälischen, 27 zum dinarischen, 17 zum alpin-ostischen und nur 3 zum westisch-mittelländischen Formenkreise zu zählen.

Deutsche und Slowenen in Kärnten sind sicherlich Abkömmlinge einer hellen Rasse, die durch Einkreuzung dunkler Gruppen das reine, helle Erscheinungsbild vielfach verloren haben. Unter den Slowenen treffen wir mindestens zweimal so oft sehr dunkles Haar an als unter den Deutschkärntnern. Neben den langschädeligen, mehr schmalgesichtigen, mäßig rundschädeligen Formen, die wir ebenso bei den Deutschen Kärntens antreffen, findet sich bei den Slowenen eine breit- und flachgesichtige, betont kurzschädelige Form. Völkerwellen aus dem Osten habe hier bei den Slowenen, die ja bei ihrer Einwanderung in Kärnten unter awarischer Botmäßigkeit standen, wohl stärkere Spuren hinterlassen. Anderseits stehen aber die Kärntner Slowenen den Kärntner Deutschen im Schädelbau bedeutend näher als den Krainer Slowenen. Dies ist die Folge einer seit mehr als tausend Jahren vor sich gehenden Eingliederung des slowenischen Volkes in das Deutschtum dieses Landes, das ja schon in der Kelten- und Römerzeit, namentlich am Südrande, eine bodenständige germanische Bevölkerung besaß.

Etwas eint alle Kärntner. Sie tragen, ob deutsch oder windisch, ein gleiches Maß von nordischem Erbgut in sich. Über das deutsche Blutbeet sind die Zukunftsfragen des Abendlandes gebreitet. Bricht es an innerer Schwäche ein, dann wird das Abendland ein Trümmerhaufen. Hier liegen die Gründe für die weltgeschichtliche Bedeutung der Hitlerbewegung. Sie riß Volk und Gedankenwelt der Deutschen aus der Umstrickung heraus, in die sie durch die westlerischen Gedanken von Freiheit und Gleichheit geraten waren, Gedanken, die dem Zusammenbruch des alten Rassengebäudes in Westeuropa entsprungen

waren und hernach an die Zermürbung des deutschen Volkes gingen. Daß wir heute begonnen haben, die Eigenständigkeit unseres deutschen Wesens zu begreifen, ist zu einer Wende der Geschichte des Abendlandes geworden.

Es ist ein guter Trost, zu wissen, daß auch die treuen und starken Kärntner an der Südgrenze des Reiches mit einem außerordentlich hohen Anteil ihres Blutes zu den kühnen Nordlandsmännern hinaufreichen. So werden sie nach der Heimkehr ins Reich im Dienste des Führers wie in den Jahren 1919 und 1920 auch weiterhin ausharren, mit gleicher Liebe zum engeren Heimatlande wie zu ihrer größeren Heimat Deutschland, um wie bisher der Bereicherung des gesamtdeutschen Lebens zu dienen. Mit dem Einzug in das Dritte Reich erfüllt ihre Herzen der heiße Wunsch, daß dieses Reich des 13. März 1938 gesegnet sei für alle Zeiten.

Ein neues germanisches Fürstengrab in Stražе in der Slowakei

Von L. Zotz

Zu dem ersten, im Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 10, 1934 S. 264 von mir bekanntgegebenen, inzwischen ausgiebig von Beninger gewürdigten Fürstengrab der Völkerwanderungszeit im unteren Waagtal, hat sich soeben ein zweites gesellt. Es wurde in derselben Ziegeleigrube im Löß, 6 m von der Fundstelle des ersten Grabes entfernt, bei dem Dorf Straže entdeckt.

Waren schon bei dem ersten so bedeutenden Fund Zerstörungen und Verschleppungen einzelner, unwiederbringlich verlorener Gegenstände zu beklagen, so scheinen die Entdecker des oder der Gräber dieses Mal geradezu gewütet zu haben. Leider ist der um die Vorgeschichte des Waagtales und um den Aufbau des Heimatmuseums in Bad Pistyan so verdiente Herr W. Vlk nicht mehr am Orte, und so fehlte seine Umsicht, die bei der Auffindung des ersten Grabes, wo er sofort zur Fundstelle geeilt war, wenigstens das Schlimmste verhütet hatte.

Den uns zugegangenen, zuverlässigen Nachrichten zufolge wurden geborgen: eine große und eine kleinere silberne Schale, eine silberne und eine bronzene Siebkasserolle und ein Bronzeständer, der wahrscheinlich dem römischen Tempelständer aus dem vandalischen Königsgrab von Sacrau bei Breslau entspricht. Eine große Bronzeschüssel wurde ebenso wie zwei Eimer aus Holz restlos zertrümmert. Von einem Silberspiegel blieb nur der Griff erhalten und von weiteren entwendeten Silbergefäßen gelangten nur kleine Bruchstücke nach Pistyan. Unter den offenbar äußerst zahlreichen Kleinfunden fallen ein silbernes Messer, zwei silberne Sporen, zwei mit Goldfolie belegte filigrangeschmückte Silberfibeln und neun weitere „einfachere" Fibeln aus Silber und Bronze, endlich die Reste eines Knochenkammes auf. Die menschlichen Skelette — man bedenke, die Überreste germanischer Könige — wurden vollständig zertrümmert. Von der Silberschale, die 3 kg wiegt, wurde ein Henkel gewaltsam abgehackt und wie anderes entwendet.
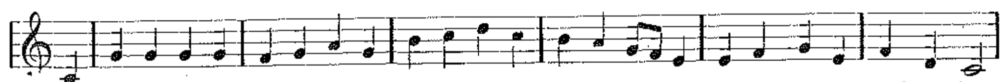
Das ist ein seltener, unerhört reich ausgestatteter Grabfund. Seine grausige Zerstörung müssen wir um so tiefer beklagen, als damit ein neues Zeugnis germanischen Glanzes und germanischer Macht auf einem vorgeschobenen Posten der Völkerwanderungszeit geschändet wurde.

Freiheit ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun.
Goethe
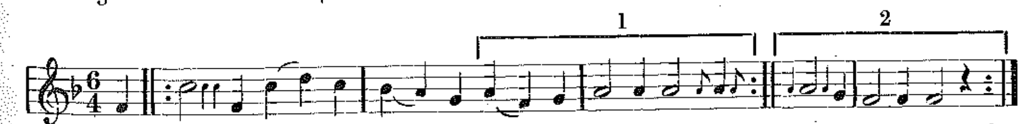
Österreichs Musik und Musiker

Von Hans Joachim Moser

Von der nachmals so herrlich groß gewordenen Tonkunst der Ostmark haben sich für die älteste Zeit nur unzusammenhängende Einzelheiten zufällig erhalten: auf einem Vasenbild der Hallstattzeit Tänzer und dazu ein Klampfenspieler; auf römischen Mosaiken eine Wasserorgel; bei dem frühchristlichen Bischof Salvian etliche Vorschriften über Psalmengesang. Ein Byzantiner, der zu Etzel reist, trifft einen Singchor gotischer Mädchen, die unter weißen Schleiern einherziehen, um ihn bei dem Goten Hunigais zu begrüßen, und am Heunenhof lacht man über den Schwankvortrag eines Narren, während später um Attilas Holzstoß die Reiter Klagelieder anstimmen. Zu spätkarolingischer Zeit singt man über Herzog Erich von Friaul, und auf seinen Kärntner Gütern läßt sich um 1050 der Bamberger Bischof Gunther „Hofweisen" über die Amalungen vortragen. Erst um die Wende zum 13. Jahrhundert, mit dem Erstarken des Minnesangs und der höfischen Epik, gewinnt die Musikgeschichte Österreichs zusammenhängenden Baustoff und sinnvolle Gestalt. Wird damals aus den gesungenen Liedern der Blinden an der Straße über Siegfried und Kriemhild unser größtes Sprech- und Leseepos, so tritt gesungene Lyrik endlich in greifbaren Weisen vor uns hin: der Vogelweider singt sein Preislied auf den „glorreichen" Leopold von Babenberg in einer schlanken Melodie, die sich als Meistersang („Wendelweise") durch Jahrhunderte erhalten hat; der Abgesang beginnt:



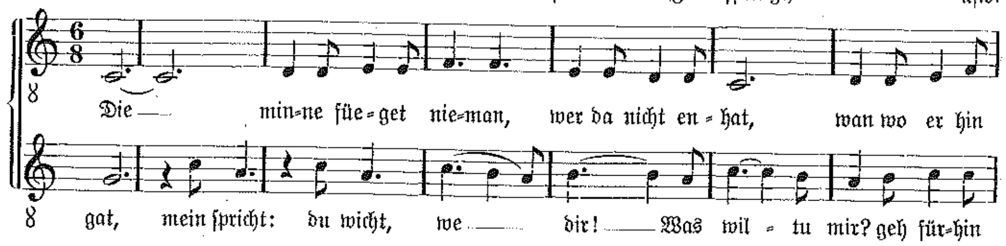
Bald darauf ergötzt der bayrische Ritter Neithart von Reuental den gleichen Wiener Hof mit seinen höfisch anhebenden, dann zu dörperlicher Derbheit ausschweifenden und melodisch eigenwilligen Tanzliedern. Jener Spielmann Tannhäuser bald danach war doch wohl am wahrscheinlichsten Salzburger, dessen entzückender Tanzleich erst vor wenig Jahren auch in seinem musikalischen Teil unter der kirchlichen Übermalung hervor wiedergewonnen worden ist:



Andere, volksnahe Melodik hat sich nur mit lateinischen Texten in zwei Liedern des gemischtsprachigen Wiener Passionsspiels vom Ende des 13. Jahrhunderts erhalten: ein hüpfendes Liedchen der Maria Magdalena beim Salbenkrämer und eine Leidensankündigung Jesu. Hundert Jahre danach eröffnet sich ein reicher Melodienschatz unter dem Namen des „Münchs von Salzburg", eines Benediktiners Hermann, in der Mondseer Liederhandschrift: ein älplerischer Zwiefaltiger für zwei Vorsänger und Chor preist die Reize des sommerlichen Nachmittagsschlafs auf der Alm („Untarnslaf"), und das alte Falkenmotiv des Kürnbergers klingt zu einem schwermütigen Frauenlied gleichen Stoffs erneut auf; merkwürdig gegenüber den kirchlichen Melodietypen, die vom Grundton höchstens bis zur Sexte emporzusteigen pflegen, hier beim „Münch" oft das freie Einsetzen auf der großen Septime, die auch gern als Terz zum dominantenhaften Spitzenton des Sing-

bogens benutzt wird. Dies alles für den Minnehof („Freudensaal") Fürsterzbischofs Pilgrams von Salzburg. Des „Münchs" größter Schüler wird dann um 1400 der Tiroler Ritter Oswald von Wolkenstein, den nicht nur seine einäugigen Porträts als den ersten großen Realisten des Minnesangs nach so viel typisch-konventioneller Blässe einer schwächeren Zwischenzeit kennzeichnet: in seinen Melodien steckt (trotz mancher Verkünstelung vom Versbau her) echte Urkraft und überschäumendes Temperament, auch beglückender Natursinn. Oswald ist zugleich der erste eigenschöpferische Polyphonist der österreichischen Musik, der u. a. französische wie venezianische Modelle trefflich eindeutscht — echt deutsche, mehrstimmige Liebesszenen und Kanons gehen weit über die Keime beim Münch hinaus und zeigen an dem Gestalter einen durchaus geniehaften Zug. Man sehe etwa diese frische „Fuge" (2. Stimme setzt ein, wenn die 1. auf die untere Zeile springt):

(2. Stimme setzt ein, wenn die 1. auf die andere Zeile springt) usw.



usw.

Im weiteren Verlauf des 15. Jahrhunderts tritt die Kunst der Mehrstimmigkeit auch auf ostmärkischem Gebiet immer mehr in das Mittelfeld tonkünstlerischer Bemühung. An Sankt Stephan wirkt als Kantor ein Hermann Edlerauer, von dem sich Werke in Sankt Emeram bei Regensburg erhalten haben, und besonders für die Hofkapelle Kaiser Friedrichs III., die abwechselnd in Linz, Graz und Wiener Neustadt sang, wurden jene Werke gesammelt, die nachmals beim deutschen Domkapitel zu Trient in neun berühmten Folianten zusammengebunden worden sind; da findet man Liedbearbeitungen über „Heia, nu wie sie grollen", Messen über das kuhländische Volkslied „Nun laube, Lindlein, laube" und über das tirolerische „Sieg, Säld' und Heil". Im gleichen Jahr wie der „Letzte Ritter" Maximilian (1459) erblickt dann zu Radstadt in den Salzburger Tauern der größte österreichische Frührenaissancemusiker das Licht der Welt: Paulus Hofhaimer, der erst in Innsbruck Hoforganist Siegmunds des Münzreichen und des Kaisers Max, schließlich Salzburger Domorganist des Fürsterzbischofs Matthäus Lang gewesen ist. Als Orgellehrer hat er europäischen Ruhm genossen, als lieblicher Kammerkomponist reichgegliederter deutscher Hofweisen ist er durch das ganze 16. Jahrhundert in der Hausmusik gepflegt worden, und seine Horaz-Vertonungen befriedigten die Humanisten vollauf. Witzig führt er aber auch etwa das derbe Tiroler Spottlied „Greiner, Zanner, Schnöpfitzer, wie gefällt dir das" durch drei Stimmen und wetteifert darin mit Liedsätzen der zwei andern großen Altmeister, die mit der Hofkapelle Maximilians in Verbindung gestanden haben: des Niederländers Heinrich Isaac, dessen „Innsbruck, ich muß dich lassen" Unsterblichkeit erlangt hat, und des in Messen wie Liedern gleich wuchtigen Bambergers Heinrich Finck, der nach Salzburger Jahren 1527 hochbetagt als Hofkapellmeister Ferdinands I. im Wiener Schottenkloster gestorben ist. Sein Nachfolger in diesem Amt wurde Arnold v. Bruck (unsicher, ob aus Brügge, Bruck an der Aare, Ammer oder an der Mur gebürtig), der als einer der ersten Tonsetzer in Österreich auch dem Luthertum in einer Reihe von Werken gehuldigt hat (gestorben 1555 in Linz).

Mit ihm geht ein Zeitalter österreichischer Musikkultur an, das als eine Art verschüttetes „Pompeji der deutschen Musik" soeben von mir in einem besonderen Buch wieder ausgegraben wird. Was nämlich dem Allgemeinbewußtsein viel zu wenig mehr bekannt geblieben scheint, das spiegelt sich nunmehr auch in der Musikgeschichte Österreichs klar wider: daß das Land etwa 1540 bis 1620 allergrößtenteils evangelisch gewesen ist, bis die Habsburger und die Jesuiten es mit ihren italienisch-spanischen Hilfskräften in oft grausamster und blutigster Weise zur alten Kirche zurückgeführt haben. Fast der gesamte steirische Adel und noch 1732 an die zwanzigtausend protestantische Salzburger haben als Verbannte sich neue Heimat suchen müssen; noch läßt sich dies Erlebnis ergreifend in der Exulantenlyrik des Gall von Rägknitz und Otto von Stubenberg, besonders aber in dem Lied des Halleiner Bergknappen Jos. Schaitberger (1686) „Ich bin a armer Exulant" (sie alle meist auf lutherische Kirchenliedmelodien gesungen) verfolgen. Im protestantischen Jahrhundert Österreichs haben eine Menge ansehnlicher Tonsetzer im Donau- und Alpengebiet gewirkt, wovon ein großer Anteil Reichsdeutscher zu nennen ist; wie umgekehrt damals und bei den Austreibungen später auch viele Österreicher bis in die letzten Winkel des Altreichs hinausgezogen sind, so daß der großdeutsche Gedanke schon einmal eine gerade für heut wieder beispielhafte musikalische Verwirklichung gefunden hat.



Paul Hofheimer
nach der Londoner Rötelzeichnung Albrecht Dürers

„Ein Künstler als der Hofhamer auf der Orgel, oder der Dürer von Nürnberg auf der Malerei..."
Theophrastus Paracelsus
Ges. W. hrg. v. Sudhoff. IX. 295

Da komponierte in Graz Johannes von Cleve viele Sätze über Lutherweisen, und der Thüringer Wendelin Keßler schuf in Göllersdorf bei Wien einen Motettenjahrgang über die Evangelien; Johann Herold aus Jena setzte in Klagenfurt die Passion prachtvoll sechsstimmig, und Joachim Friedrich Fritzius aus Brandenburg an der Havel formte im kleinen Kapfenberg (im steirischen Mürztal) Psalmen, die zu Graz gedruckt wurden, während der Niedersachse Wolfgang Striccius aus Wunstorf in Laibach geistliche und weltliche Tonsätze für die evangelische Stiftsschule der krainischen Stände schuf, die er in Graz drucken ließ. In Linz wirkte ebenso schöpferisch der aus Steiermark stammende evangelische Schulkantor Joh. Kraut (Brassicanus), und eine Fülle fesselnder Arbeiten seines aus Marburg a. d. Drau gebürtigen Landsmanns Daniel Laghkner lassen sich bis nach Ostpreußen hin als verbreitet erweisen. Besonders bezeichnend ist das Leben und Schaffen des Niederösterreichers Andreas Rauch (aus Pottendorf), der erst die Musik der damals berühmten evangelischen Kirche zu Hernals bei Wien, dann zu Inzersdorf leitete und schließlich mit den lutherischen Predigern und Lehrern nach Ödenburg auswandern mußte, wo bis zur ebenfalls gewaltsam durchgeführten Gegenreformation viele tüchtige Musiker (Strattner, Kusser, Capricornus) sich zusammengefunden hatten.

Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang der musikalisch bisher viel zu wenig beachtete österreichische Meistergesang, der vor allem in Wels und Steyr beheimatet gewesen ist. Der Steyrer Ahlschmidt Severin Kriegsauer ist als sein bedeutendster

Vertreter zu nennen, dessen Melodien mit Recht bis nach Nürnberg und nach Schlesien hin Ansehen genossen haben; gehört doch z. B. seine — bisher ungedruckte — „Nachtweise" zu den schönsten Meistersingertönen insgesamt.
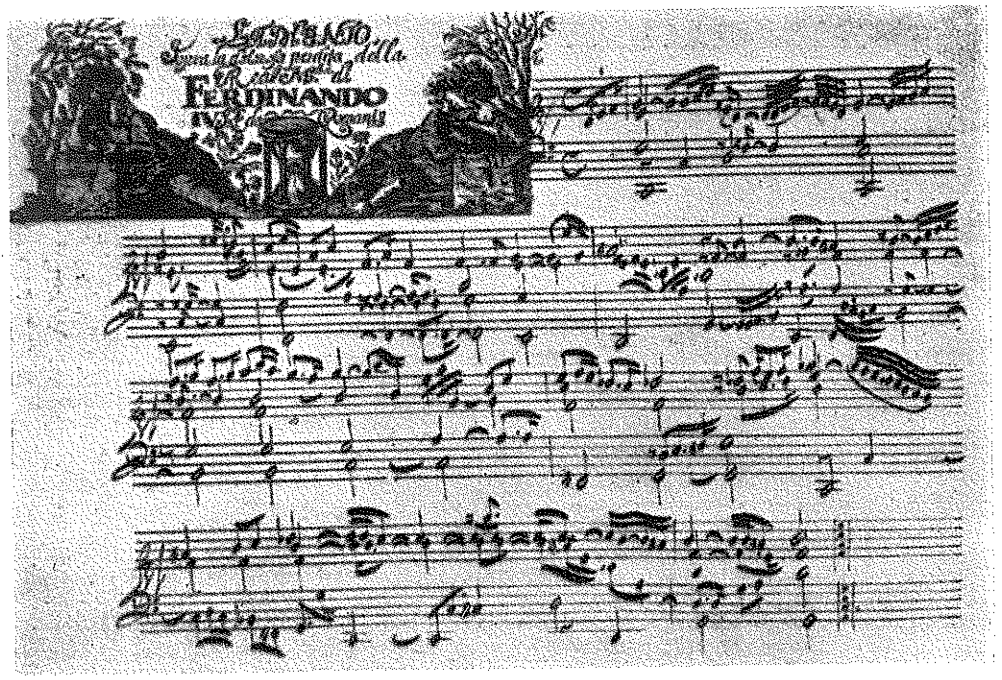
Um 1600 erlebt das weltliche deutsche Lied eine zweite und auf lange hinaus letzte Blüte; nachdem der pfälzische Schulmeister in Wien Wolfgang Schmeltzl 1545 mit seinen Quodlibets der österreichischen Neigung für volkstümliche Komik Genüge getan, sind Kaspar Glanner in Salzburg, Daniel Lagkner in Losdorf, die beiden vlämischen Kapellmeister Al. Utendal in Innsbruck und Lambert de Sayve in Wien, Paul Peurl in Horn und Steyr und der schon genannte Andreas Rauch stattliche Vertreter des deutsch-österreichischen Chorliedes zwischen Hochrenaissance und Frühbarock gewesen. Auch zur damals sich entfaltenden instrumentalen Tanzmusik hat Österreich wichtige Beiträge geliefert: schon 1555 widmeten zwei steirische Stadttrompeter in Breslau, die Brüder Heß, Maximilian dem Zweiten eine große Tanzsammlung, und nach der Jahrhundertwende sind Peurl und der in Klagenfurt wirkende Isaac Posch, wohl aus Franken gebürtig, früheste Vertreter der Variationensuite gewesen — letzterer auch ein fortschrittlicher Meister des geistlichen Sologesangs zur neuartigen Generalbaßbegleitung nach venezianischem Muster.



Arnold von Bruck

Seit dem „Sieg" der Gegenreformation kennzeichnet die österreichische Musikgeschichte eine Überfremdung mit italienischen Formen und Ausdrucksmitteln, wie sie für Deutschland in diesem Grade nur noch zeitweilig in München und Dresden zu beobachten gewesen ist — natürlich nicht nur als Folge der geographischen Lage, sondern vor allem als Ausdruck der habsburgischen klerikalen Gesamtpolitik von Ferdinand dem Zweiten bis zu Maria Theresia einschließlich. Für die Wiener Hofoper bezeugen das als repräsentative Autorennamen Monteverdi, Cavalli, Cesti, Draghi, Ciani, Pallavicini, Conti, Lotti, Caldara, also die gesamte venezianische Schule des 17. und frühen 18. Jahrhunderts, während der beste deutsche Meister solcher Art, der Geigenvirtuose Joh. Heinr. Schmelzer, höchstens als Komponist der Zwischenaktsballette zugelassen wurde. Bei ihm finden wir denn auch in den Tagen des „lieben Augustin" beträchtliche Spuren der wienerischen Tanzbodenmusik („Brodertanz" usw.) in der Hofsphäre verwendet. Erst um 1700 kommen mit dem bedeutenden Steyrer Joh. Joseph Fux und dem Stephanskapellmeister Reutter auch wieder österreichische Deutsche in leitende Hofmusikstellungen. Da ist Fux mit hohem Lobe zu nennen: In seinen Opern, Messen und lateinischen Kirchensängen sowie in Orchestersuiten vertritt er mit oft genialen Einfällen den Prunkstil der Zeit Händels, und als Kontrapunktlehrer wird er noch heute als maßgebend gelesen.

Etwas günstiger als im Felde der Oper stellt sich der Anteil einheimischer Talente auf dem Gebiet der katholischen Kirchenmusik des österreichischen Barock dar: der frühverstorbene Tiroler Franziskaner Blasius Ammon und Christof Strauß in Wien, die Bayern Joh. Stadlmayer in Innsbruck und Seb. Ertl in Garsten, in Salzburg neben dem, glanzvolle Tonbauten türmenden Römer Orazio Benevoli die Deutschen Peter Gutfreund, Andreas Hofer, Abraham Megerle (dieser der Oheim des witzigen Kapuziners Abr. a Santa Clara) und der hochbedeutende Geiger Ignaz Franz Biber als Messenkomponist sind die Zeugen musikalischen Eigenbaus trotz soviel Geschmacksverfremdung. Überhaupt ist das Gebiet der Instrumentalübung noch verhältnismäßig deutschtümlich geblieben: als Hoforganisten und -cembalisten in Wien begegnen Ferdinand Tobias Richter und der noch von J. S. Bach verehrte Johann Jakob Froberger, dann Johann Kaspar Kerll, Joh. Pachelbel und Vater und Sohn



Notenhandschrift Frobergers

G. Muffat, freilich sie sämtlich keine geborenen Österreicher, als sei die Gestalterkraft dieses Stammes damals vorübergehend etwas notleidend geworden.

Erst um 1740 beginnt ein mächtiger Wiederanstieg, der dann allerdings zum steilen Gipfel der „Wiener Klassik" führen sollte. Da tritt der Wiener Ignaz Holzbauer hervor, der an der Seite des Sudetendeutschen Johann Stamitz zum Haupt der „Mannheimer Schule" werden sollte — Holzbauers Oper „Günther von Schwarzburg" ist ein bis auf Mozarts „Zauberflöte" weiterweisender Markstein am Wege zur nationaldeutschen „großen" Oper geworden. In Wien fand der Oberfranke Christof Wilibald Gluck die endliche Heimat und hat hier mit seinem „Orfeo" die von nordischem Geist getragene Reform des Musikdramas gegen alle neapolitanischen Phäakeninstinkte des bloßen Musizieropernvergnügens durchzusetzen begonnen. In Wien wurde Karl Ditters geboren, der als „von Dittersdorf" das deutsche Singspiel und das Streichquartett beflügeln half; zu Wien erwuchs der wegen Stimmwechsel verjagte Stephanssänger Joseph Haydn, in Dachkammern hungernd und auf Tanzböden geigend, zum künftigen Meister der deutschen Sinfonie und Kammermusik, genährt wie kaum ein zweiter seinesgleichen von den Kräften der niederösterreichischen Volksmusik, die ihn aus der burgenländischen Heimat hierher begleitet hatte.

Zwischen der Fülle kleinerer Musikantentalente aber wie Monn, Wagenseil, Eybler, Wölfl, Jos. Anton Steffan, Albrechtsberger, Stadler, Gaßmann, Starzer usw. erstand als ein Weltwunder an musikalischem Genie Wolfgang Amadeus Mozart, Sohn eines Augsburgers und einer Salzburgerin, dem also Wien wie den meisten Wiener Großmeistern zwar nur zur Wahlheimat, aber auch zum endgültigen Schicksal geworden ist. Nach frühen Gastrollen als angestauntes Wunderkind hat er seine Meisterjahre von der „Entführung aus dem Serail" an in der Kaiserstadt Josephs II. in wachsender wirtschaftlicher Bedrängnis verlebt; das Schwelgerische von Figaro, Don Giovanni und Così

fan tutte, der hohe Ernst der „Zauberflöte“ und des Requiems umgrenzen den genius loci Wiens in einer seiner höchsten musikalischen Verdichtungen.

Kurze Zeit genoß noch Mozarts Unterricht der junge Bonner Klavierspieler, der alsbald durch die Schule Haydns, Salieris, Albrechtsbergers und Joh. Schenks sein Genie zu höchster Meisterschaft stählen und schmeidigen sollte: Ludwig van Beethoven. Wie er vom Liebling einer unvergleichlich musikkennerischen Hocharistokratie nach den wirtschaftlichen Zusammenbrüchen der napoleonischen Zeit in die bürgerliche Sphäre hinüberwechselte, in der von vornherein Franz Schubert aufgewachsen ist, das spiegelt einen wesentlichen ständischen Umweltwechsel der österreichischen Musikgeschichte. Brachte Beethovens Rheinländertum ein fruchtbares west- und norddeutsches Element nach Wien, um hier durch mehr südliche und südöstliche Musikströme glückliche Wesensergänzung zu empfangen, so ist selbst der in Wien geborene Franz Schubert kein Geblütswiener gewesen, sondern besaß durch die beiderseitige Abstammung von österreichischen Schlesiern in etwa die mystischen Wesensquellen, die ihn trotz nur bescheidener wissenschaftlicher Bildung zum größten aller Goethevertoner haben aufsteigen lassen. Doch auch das Österreichertum Schuberts werde nicht unterschätzt: gerade das Blühende, das selig sich zu „himmlischen Längen“ ausweitende Genießen schönster Natur und seine verschleierte Schwertmut sind Züge der österreichischen Romantik, die ihn mit Grillparzer, Lenau, Stifter und seinem Freunde Mayrhofer stammlich eng verbinden. Daß uns durch ihn der reichste und edelste deutsche Kunstliederbestand gerade aus der Südostmark zugewachsen ist, sollte dieser niemals vergessen werden.

Die Jahre 1826, 27, 28 brachten den Tod C. M. v. Webers (dessen „Euryanthe“ für Wien Holzbauers Traum der durchkomponierten deutschen Oper erstmals weitgehend erfüllt hat) sowie das Hinscheiden Beethovens und Schuberts — kein Wunder, daß die nun angehende Biedermeierepoche eine Ebbe brachte, die ein Vesque von Püttlingen, ein Proch, Drexler, Gänsbacher nicht auszufüllen vermocht hat. Aber wieder brachen starke Quellen der Volksmusik auf: aus dem Ländler und den Redoutentänzen entwickelte sich der weltbeherrschende Wiener Walzer. Joseph Lanner und Johann Strauß der Ältere mit seinen drei noch bedeutenderen Söhnen Johann, Eduard und Joseph Strauß schrieben für ihre Gartenkonzerte ein Heer von prickelnden und sentimentallustvollen Walzern, Polkas, Quadrillen usw., die ein Wagner und Brahms bewundert hat. Gewiß, wir sehen heute diese Literatur kulturgeschichtlich relativiert: „Fledermaus“ und „Zigeunerbaron“, „Wiener Blut“ und die „Schöne blaue Donau“ bezeichnen das genüßliche, etwas welke Gründer-Wien der frühen Franz-Joseph-Zeit, also eine uns reichlich ferngerückte Epoche voll manches Fragwürdigen — und dennoch: der charmante Zauber einer Walzerkette vom jüngeren „Schani“ Strauß vermöchte nur Sauertöpfe nicht zu entzücken!

Trotzdem ist Wien, ist Österreich mehr und Ernsteres gewesen als diese holde Welt der erotisch-mondänen Ballekstasen. Der bedeutenden Gastrolle des hamburgischen Meisters Johannes Brahms, der hier wie Beethoven sein Wesen an der südlichen Sonne und an der Nachbarschaft des Csárdás wärmte, werde nur im Vorübergehn gedacht — Brahms hat bis zu seinem Tode die Konzertwelt Wiens beherrscht und ihr u. a. die bis dahin fast fremden Bezirke Bachs, Händels und Schützens zugeführt. Wohl aber hat die österreichische Provinz zwei Meister in die Hauptstadt geführt, die das Österreichertum der Moderne aufs Großartigste an das „Reich“, ja an die ganze Musikwelt weitergegeben haben: Oberösterreich entsandte den Meister der Sinfonie Anton Bruckner, Südsteiermark den Größten des modernen Liedes, Hugo Wolf. Beide zeigen sich sowohl von Schuberts episch-lyrischem Schwelgen wie von dem Glanz und der chromatischen Gestuftheit der Wagnerschen Tonsprache stark berührt; dennoch ist beider Entscheidendes jedesmal von ganz anderer Art. In Bruckner begegnet sich der Barockprunk der Donau-

stifte mit uralter „heidnischer“ Bauerntanzfreude, die über Neitharts Dörperlichkeit zurück in geheimnisvolle Urzeit hinaufzureichen scheint — ins 19. Jahrhundert scheint anachronistisch ein Heiliger und Recke des neunten Säkulums sich verirrt zu haben, in dessen Adagios die dunkelblauen Seenaugen des Salzkammerguts, in dessen Allegri die Stürme der Hochalpen unvergeßlich sprechen. Und bei Hugo Wolf erleben wir die streitfreudige Erregtheit, die keusche Lieblichkeit, die gedankenscharfe Ekstatik, wie sie einem Walter von der Vogelweide zueigen gewesen sind — Wolfs Mörike-, Eichendorf-, Goetheband, sein italienisches und spanisches Liederbuch sowie die Michelangelo-Gesänge sind vielleicht das scheinbar Unwienerischste, das sich denken läßt — und doch: sie beweisen nur, daß der Österreicher, auch der Wiener, in Wahrheit tiefer, kantiger, reicher ist, als eine Entstellung wie das kitschige „Dreimäderlhaus“ es weite Kreise hat glauben machen wollen.

Wolfs Schaffen endete 1897 in geistiger Umnachtung, Brahms und Bruckner hatten 1895/96 die Augen geschlossen — also ein ähnlicher Epochenabbruch, wie siebzig Jahre davor. Und wieder ist demgemäß die Zeit seither gekennzeichnet durch sich gegenseitig kreuzende Übergangsrichtungen. Der vordergründliche Wiener Musikbetrieb zeigte sich in hohem Maße durch Juden bestimmt: Gustav Mahler, Erich Wolfgang Korngold, Franz Schreker, Arnold Schönberg, Arnold Rosé, Fritz Kreisler, Alfred Grünfeld sind nur einige der zahlreichen Namen solcher Art. Freilich kommen sie an bleibendem Gewicht bei weitem nicht auf gegen das arische Musikantentum, das sich nach wie vor in Wien wie in den andern Städten Österreichs segensvoll betätigte: in Wien etwa die Familie Helmesberger, die Opernmeister E. N. v. Reznicek, Julius Bittner, Franz Schmidt, der Operettenkomponist Lehár, als Dirigenten Ferdinand Löwe und die Brüder Schalk (als Freunde und Interpreten, freilich auch Überarbeiter Bruckners), zahllose Sänger und Sängerinnen, Klavierspieler und Bläser von hoher Qualität, die Innsbrucker Familie Pembaur, Vater und Sohn v. Hausegger in Graz, die Oberösterreicher W. Kienzl und Jos. Reiter, die Salzburger Dommusiker Meßner und Sauer, der Linzer Lisztschüler Göllerich und viele andere mehr, um von der noch jüngeren Generation zu schweigen, innerhalb deren die rassischen Zuständigkeiten z. Zt. der Prüfung unterliegen. Der alte Musikstrom in diesem Lande wird offenbar nie versiegen! Und es darf nicht vergessen werden, daß auch der Münchner Richard Strauß eine zweite Heimat in jenem Wien gefunden, das er in seinem „Rosenkavalier“ dank Elementen von J. J. Fux bis zu Johann Strauß mit Welterfolgsecho verherrlicht hat.

Es werde zum Schluß noch etwas über die Volksmusikstile gesagt, aus denen dieser jahrhundertelange Reichtum der Kunstmusik geflossen ist und sich trotz mancher höfisch-politischen Abschnürung doch immer wieder aufgefrischt und erneuert hat. Die Wiederbesiedlung Österreichs nach den Hunnen-, Avaren-, Ungarn- und Slaweneinfällen ist zum größeren Teil west-östlich durch bajuvarische, zum kleineren nord-südlich durch fränkische Volksströme vor sich gegangen, und so finden wir auch die Melodik dieser beiden Altstämme neu verschmolzen im uralten südostmärkischen Kolonialraum. Auf den Höhen der älplerischen Sennenwirtschaft schließt sich an die alemannische und bayrische eine österreichische Jodler- und Juchzerkultur, die sich im allzeit schöpferischen Weiterfluß befindet; die Alphörner, hier in kleinerer Spielart Pichl genannt, sind zwar wohl ausgestorben, aber ihre hüpfende Vokalnachahmung als gebrochener Tonikadreiklang und Dominantnonakkord hat sich im kecken „Steyrischen“ und im übermütig neckenden Schnaderhüpfl lebensvoll erhalten, immer wieder gehen Spielarten beider in neuer Stegreiferfindung reizvolle Abwandlungen ein. Doch in den Vorbergen des Wiener Waldes und im Burgenland wie im Mühlviertel lebt auch die stufenhaft schreitende fränkische Melodik von sanftem bis zu schwermütigem Ausdruck, wie sie ihre schönsten Kunstverklärungen in den Haydnschen Andantes und den Adagios von Schubert und Bruckner erlebt hat. Eine eigenartige Verschmelzung beider scheint die einzigmalige Mehrstimmigkeit des Kärntner Volksgesanges (nicht in der Salon-

form Koschats, sondern in der wirklich echten Art!) darzustellen: nachklingende Tenor-Cantus-firmus-Technik des 16. Jahrhunderts trifft sich da mit der improvisatorischen Jodelharmonik zu einer oft fünfstimmigen Stegreifpolyphonie, in der die Volksmusikalität des Österreichertums sich wie in einem Brennspiegel gefangen hat. Durchblättert man die Volkskunden und Volksweisensammlungen dieses nunmehr großdeutschen Zuwachsgebietes — mit der steirischen Knafflhandschrift und dem Buch von Tschischka 1819 hat die Ostmark uns die ältesten deutschen überhaupt geschenkt —, so weitet sich vor unserm innern Ohr die Vielfalt der Singarten zwischen Bregenz und Rohrau, zwischen Klagenfurt und Schärding wie von selbst zum polyphonen Gewebe herrlichster Art, in dem der ewige Musikgeist Wiens den kunstreichen Cantus firmus hält.



Reich mit Sinnbildern geschmückte Tür in Windhaag bei Freistadt
Aufn.: Messenböck

Nordische Jahreskreissymbolik in Troja I/II

Von Otto Muck

Wir veröffentlichen die nachstehende anregende Arbeit, ohne uns aber alle Einzelheiten zu eigen zu machen.
Die Schriftleitung

Zwischen Nordwesteuropa und dem Ostbecken des Mittelmeeres sind engere Beziehungen bis ins dritte und vierte Jahrtausend v. d. Ztw. nachzuweisen; so ergibt für Altpalästina der Vergleich der jungsteinzeitlichen und der kupfersteinzeitlichen Keramik (Teleilat Ghassul)[1] mit den etwa gleichzeitigen europäischen Fundstücken[2] einen unmittelbar sprechenden Beleg. Für das Zweistromland hat Christian[3] gezeigt, daß auch die (vermutlich semitische) Lagaschkultur, deren Kenntnis durch die jüngsten, erfolgreichen Ausgrabungen in Uruk wesentlich gefördert werden konnte, durch Vermittlung der durch die bereits genannte Fundstelle Teleilat Ghassul gekennzeichneten, dem vierten Jahrtausend angehörigen Kultur des Ostjordanlandes entscheidend beeinflußt wurde. Teleilat Ghassul gehört indes, wie durch die Dominanz des Dolmengrabes erwiesen, dem Kreis der Großsteingräberkultur an, deren Ausgangszentrum heute fast allgemein in den nordwesteuropäischen Raum gelegt wird.

Schon vór Jahren hat Merkenschlager[4] darauf hingewiesen, daß eine unverkennbar stetige Entwicklungsreihe vom urnordischen Dolmen- und Hügelgrabe über die Kisten- und Mastabatypen zu den erst allmählich zu ihrer klassischen Reinheit sich entwickelnden Pyramidenformen des Alten Reiches führt; ebenso bestehen unverkennbare Verwandtschaften nach Form und Bedeutung zwischen dem ägyptischen Obelisken und dem frühnordischen Menhir. Wenn auch diese Probleme heute noch keineswegs geklärt erscheinen, so darf als Ergebnis immerhin die Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen, langdauernden und gerade in die besonders interessante Zeit des vierten und dritten Jahrtausends fallenden Beeinflussung des südöstlichen Mittelmeerraumes durch das alte Kulturzentrum Nordwesteuropa angesehen werden.

Die Ausstrahlungen der beiden großen Südkulturen, des Alten Reiches im Niltal und des akkadisch-sumerischen Reiches im Zweistromlande, überschneiden sich im kleinasiatisch-kretischen Mischgebiete. Wieder ist es die Keramik, welche eine ausgesprochene Verwandtschaft der kleinasiatischen Troas, Kretas und Zyperns, der Kykladen und der Küstengebiete der Ägäis und der Adria belegt. Man ist gewohnt, diesen ganzen, räumlich weitverzweigten Kulturkreis den kretisch-minoischen oder ägäischen zu nennen und sein eigentliches Zentrum in Kreta zu sehen. Der starke Einfluß, den das Alte und Mittlere Reich auf Kreta und seine Kulturgestaltung ausgeübt hat, kann nicht übersehen werden. Doch auch das andere Großzentrum wirkte nachhaltig hinein: Sargon eroberte um 2500 Zypern. Es ist darum begreiflich, wenn man vor allem jene sehr nachhaltigen politischen und kulturellen Beziehungen berücksichtigte und die ägäischen Kulturen als von Memphis und Babylon her eingeführt ansah.

In den Kreis der ägäischen Frühkulturen gehören die ältesten Schichten des troischen Hügels von Hissarlik. Schicht I ist spätneolithisch, Schicht II gehört etwa der Übergangszeit, dem sogenannten Chalkolithicum (Kupfersteinzeit) an. Beide Schichten, die in ihren Funden nicht immer scharf zu trennen sind, umfassen zusammen etwa die zweite Hälfte des dritten Jahrtausends v. Ztw. Diese älteste Stadt Troja liegt somit etwa 1500 Jahre

---

[1] Vgl. Mallon-Koeppel-Neuville, „Teleilat Ghassul", I 1934, pl. 49, Nr. 96, a und b, sowie „Forschungen und Fortschritte" 13., Nr. 8, SS. 97.
[2] Schuchardt, „Alteuropa", 3. Aufl., 28. 11.
[3] Prof. Dr. Viktor Christian-Wien, „Semiten und Sumerer im Zweistromland", vgl. „Forschungen und Fortschritte" 13, Nr. 28, SS. 325.
[4] Merkenschlager, „Pfahlbau und Hünengrab" a. v. O.

vor der homerischen Stadt (die gewöhnlich der Schicht VI zugeordnet wird) und gehört, von Kreta aus gesehen, der frühminoischen Zeit an, die zeitlich etwas jünger ist als die Herrschaft der großen Pyramidenerbauer und die erste Blütezeit Babyloniens.

Vergleiche mit dem gleichzeitigen nordischen Kulturkreise sind bisher nur in untergeordnetem Ausmaße versucht worden. Dennoch bietet die Prüfung der alttroischen Funde hierzu eine genügende Anzahl von Anhaltspunkten. Insbesondere sind es die meisterlichen Prunkbeile, die zu einem Vergleich mit denen der europäischen „Streitaxtleuten" anregen. Einen weiteren Beleg kann man in der auffälligen Verwendung des Hakenkreuzes als Ornament auf Wirteln und Idolen erblicken. Der Umstand, daß der von Schliemann in der Schicht II aufgefundene, irrtümlich als Besitz des homerischen Priamus angesehene Goldschatz, zumal die äußerst kunstvolle Goldblechperücke, unverkennbar an die früheren und etwa gleichzeitigen Warkafunde erinnert — was auf akkadisch-sumerische Herkunft schließen lassen würde —, bildet insofern keine Widerlegung, als gerade ein Goldschatz, als beliebter Raub- und Beutegegenstand, seinen Besitzer häufig genug wechseln kann, ohne daß andere, längerwährende Beziehungen zwischen dem vermutlichen Herstellungsgebiete und dem (meist zufälligen) Fundorte daraus erschlossen werden dürfen.

Während somit die Prüfung der alttroischen Funde gewisse, mehr allgemeine Anhaltspunkte für die Wahrscheinlichkeit engerer und längerdauernder Beziehungen zwischen dem indogermanischen Norden und der Troas ergeben, welche durch die Bauform der troischen Altburg unterstrichen werden, so fehlte bisher ein unmittelbarer, unbezweifelbarer Beleg dafür. Ein solcher kann zudem nur einem enger begrenzten Fundbereiche entstammen; Gold- und Silbergeräte beweisen, wie gezeigt, nur wenig; auch die Keramik legt nichts unmittelbar Entscheidendes fest, da sie sich, zumal in einem an Küstenstädten und Inselreichen gesättigten Verkehrsraume, über große Strecken, auf Beute- und Handelspfaden ausbreiten kann. Mehr schon sagt die Typik der gebräuchlichsten Waffen aus, die jedes echte Kriegervolk selbst herstellt; insofern scheint uns die Ähnlichkeit der alttroischen Prunkbeile mit den schnurkeramischen Steinäxten bedeutsam. Entscheidend wichtig ist aber all das, was mit dem Kult zusammenhängt.

Auf die Ähnlichkeit der alttroischen Gesichtsurnen mit etwa gleichzeitigen und späteren Fundstücken aus dem nordwest- und nordeuropäischen Raume ist wiederholt hingewiesen worden; wenn auch kaum anzuzweifeln, bietet sie nicht mehr als einen Hinweis auf eine verwandte Geisteshaltung, aber keinen archäologischen Beleg. Einen solchen glaube ich in Gestalt des hier abgebildeten Urnendeckels erstmalig bringen zu können.

Das Fundstück, dessen Abbildung mit Genehmigung des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte (Berlin) an dieser Stelle erstmalig erfolgt, ist unter Nr. 5966 inventarisiert; das Original liegt im Schliemannsaal; die Zugehörigkeit zur archaischen Schichtengruppe I/II ist unbezweifelbar. Es gehört somit einerseits jener Frühzeit an, deren Zugehörigkeit zum nordischen oder südöstlichen Kulturkreise bisher zweifelhaft war, andererseits aber jener Gruppe von Fundstücken, welche allein geeignet sind, Sicheres und Wesentliches über die kulturelle Zugehörigkeit des Fundortes auszusagen.

Die rein material-technische Prüfung ergibt einen bei mittlerer Hitze gebrannten, ziemlich rohen Scherben, der qualitativ unter den kunstvollen Erzeugnissen der minoischen und mykenischen Keramik steht; auf die Erzielung einer glatten Kreisform ist keine Mühe gelegt worden. Das Fundstück erscheint nun vor den anderen Urnendeckeln, welche entweder gar keine oder eine lediglich ornamentale Primitivritzung aufweisen, durch die unmittelbar auffällige Zeichnung ausgezeichnet, welche die Gesamtfläche des Deckels umfaßt.

Dieses Deckelbild spricht eine so deutliche Sprache, daß schon der erste Blick Gewißheit darüber gibt: hier handelt es sich nicht um ein Ornament, sondern um ein Sinnbild.



Trojanischer Urnendeckel mit Sinnbildern des Jahreslaufes
Aufn.: Staatl. Museum für Vor- u. Frühgeschichte

Die Hand, die jenes Bild in den noch weichen Ton ritzte, wollte nicht irgend etwas, sondern etwas ganz Bestimmtes und Eindeutiges damit zum Ausdruck bringen.

Bevor wir indes den Sinngehalt der Darstellung ausdeuten, wollen wir versuchen, die kulturelle Zugehörigkeit festzustellen. Hierzu bieten die Bildzeichen selbst genügend Anhaltspunkte.

In den drei noch erhaltenen Quadranten sehen wir fünf Einzelsymbole: eine Schlange und einen Baum in den beiden Schmalquadranten, im breiteren Mittelstück einen stark stilisierten Hirsch und über ihm die Symbole von Sonne und Mond. Das altgewohnte Sonnenzeichen — das Rad mit der Nabe — ist hier mit dem Haken- oder Wendekreuz zum Sinnbild der „Wendensonne" kombiniert. Darin allein läge nichts Beweisendes, denn das Hakenkreuz ist weit über den näheren Orient verbreitet gewesen und, wie bereits erwähnt, ein typischer Bestandteil auch der alttroischen Kultur bis in die jüngeren Schichten.

Wesentlich erscheint uns die schon äußerlich beherrschende Figur des mächtigen achtendigen Hirschen. In ihm dürfen wir ein typisches Symboltier erblicken. Symboltiere sind — um eine treffende Bezeichnung A. E. Günthers zu verwenden[5] — „Seelentiere" und als solche wesentlich einer ganz bestimmten, nämlich der heimatlichen Landschaft angehörig.

[5] A. E. Günther, „Totem" a. v. O.

Vier Möglichkeiten stehen zur Diskussion: Altägypten, Altbabylonien, die Troas selbst oder der indogermanische Norden.

Weder für die altägyptische noch für die altbabylonische Landschaft war der Hirsch „Seelentier"; er spielt in der Symbolik dieser Kulturen überhaupt keine Rolle. Hätte der Urnendeckel unter ägyptischem Einfluß gestanden, so hätten wir an Stelle des Hirschen den Apisstier, den Skarabäuskäfer oder den Horusfalken zu erwarten; eine babylonische Tendenz hätte sich in der Wahl des Cherubstieres oder des Löwen ausgeprägt. Diese beiden kulturellen Großzentren scheiden somit aus.

Aber auch für die Troas ist der Hirsch nicht bedeutsam; zwar gibt es Hirschformen in West- und Südasien, aber sie bestimmen in keiner Weise den Charakter der Landschaft; als Beleg mag dienen, daß Homer den Hirsch (elaphos) auffallend selten bei seinen so häufigen Vergleichen heranzieht. Er fehlt auch in der ganzen, umfangreichen geometrischen und klassischen Zierkeramik. Und blicken wir nach Kreta, so finden wir rokokoartig zärtliche Darstellungen von Ziegen und Antilopen, sogar von Polypen und Fischen, aber keinen Hirsch. Es kann kein Zweifel daran bestehen: der Hirsch mag in diesen südlichen Ländern zwar auch vorkommen, als einer unter sehr vielen anderen, aber er ist nicht „Seelentier" dieser Landschaft und daher sicherlich ungeeignet als tierischer Symbolträger.

Nachdem die drei südlichen Landschaften aus der Diskussion ausgeschieden sind, bleibt der indogermanische Norden als einzige und letzte Möglichkeit offen: hier und nur hier kommt dem Hirsche eine wahrhaft symbolische Bedeutung zu. Nur in diesem, unserem Heimatsraume wohnt der weiße Hirsch im Märchenwald; hier schreitet der Goldgeweihte als echte Sagengestalt. Als Himmelshirsch wird in der Lokasenna der weiße Heimdal beschrieben; noch das Solarliod spricht vom „Sonnenhirsch" — über 3000 Jahre nach diesem Tondeckel, auf den Hirsch und Sonne als zusammengehörige Symbolgruppe eingeritzt sind. Auch die Snorri-Edda raunt im Grimnismal vom achtendigen Hirschen, dem Eykt-Hyrnir, der von den Zweigen des Weltenbaumes äst. Bis in die mittelalterlichen Sagen, bis in das Genovevamotiv und zu Shakespeares geweihtragendem „Jäger Herne"[6] läßt sich die Bedeutung des Hirschen als Symbol verfolgen; sie liefert einen überzeugenden Beweis nicht nur für ihre Kraft, sondern auch für die Beständigkeit, mit welcher ein Volk an den ihm eingeborenen Urbildern festhält, in der Heimat und in der Ferne.

Damit erscheint uns der Beweis dafür erbracht, daß die Bildersprache dieses alttroischen Urnendeckels dem nordischen Kulturkreise zuzuschreiben ist. Dadurch wird der Blick auf die etwa gleichzeitigen — wenn nicht älteren — südschwedischen Felsritzungen gelenkt. Hier ist der Hirsch herden- und scharenweise dargestellt, manchmal in solch auffallender Häufigkeit, daß man sich versucht fühlte, diese Bilder als „Jagdzauber" anzusehen. Noch überzeugender wirkt indes die absolute Stilgleichheit der südschwedischen und der alttroischen Darstellung[7]: in beiden Fällen sehen wir in wenigen, aber typischen Strichen das Wesenhafte des Hirschleibes dargestellt, einen auffallend langen Körper auf stämmigen, kurzen Beinen, einen mächtigen Kopf und eine betont lange Schwanzrübe. Wenn man berücksichtigt, daß die Herstellungsarten verschieden sind — der troische Hirsch wurde in den weichen Ton mit einem Holzstück eingeritzt, während die schwedischen Zeichnungen vermutlich eingemeißelt oder eingeschliffen wurden —, so erscheint die Gleichartigkeit

[6] In den „Lustigen Weibern von Windsor" wird der mythische Jäger Herne (ein Name, der mit Horn, cornu, keras zusammenhängt) ein „feister Windsorhirsch" genannt. Falstaff erscheint in der Hirschmaske des Herne.

[7] In der verdienstvollen, leider durch ein unnötiges Vorwort belasteten Ausgabe der Originalzeichnungen Baltzers (Werke der Urgermanen, I. Bd. „Schwedische Felsbilder", Folkwang-Verlag, Hagen 1919) sind Abbildungen von Hirschen u. a. auf Blatt 1 (Bild 3), Blatt 5 und 6. Die Stilgleichheit ist überraschend.

der Darstellung und die Ähnlichkeit der Hirschtypen hier wie dort um so auffälliger: nicht irgendein Hirsch, sondern unverkennbar eine nordeuropäische Hirschart — die genauere Klassifizierung bleibe den berufenen Zoologen überlassen — ist auf dem alttroischen Urnendeckel abgebildet und als Symboltier zusammen mit Sonne und Mond verwendet worden. Und darum glauben wir in diesem Urnendeckel einen unbezweifelbaren archäologischen Beleg zu besitzen für die Richtigkeit der Ansicht, daß die Besatzung der Hochburg von Troja I/II, also die über die Troas der Vorzeit herrschende Schicht, die Symbolik des nordischen Kulturkreises verwendete.

Damit ist unser Wissen vom ersten Auftreten nordischer Krieger im Mittelmeergebiete um gut ein Jahrtausend erweitert.

Wir wenden uns nun der Deutung, der Erschließung des Sinngehaltes zu. Dabei mag uns die Überlegung leiten, daß die kultische Beschriftung eines Urnendeckels einen Sinn haben müsse, den die Symbole dieses Kultes deuten sollen.

Fünffach zeigt uns die alttroische Ritzung das Kreissymbol; wie eine doppelspurige Bahn umschlingt ein Kreispaar die Scheibe; drei andere Kreise umgeben den deutlich ausgeprägten Mittelpunkt. Die Ringfläche zwischen diesen Kreisgruppen trägt die eigentliche Epigraphik; sie wird durch vier schräge Strahlenbündel in vier Felder geteilt. Jedes dieser vier Felder enthält ein mit wenigen Strichen geometrisch stilisiertes Sinnbild; leider sind uns nur drei Felder erhalten, vom vierten fehlt gerade jenes Stück, auf dem das Feldsymbol eingeritzt war.

Die mit dieser Ausnahme sonst guterhaltene und klare Darstellung bezieht sich zweifelsfrei auf die Symbolik des Jahres. Der ganze Urnendeckel ist ein großer Jahrkreis, der durch die Strahlenbüschel in die vier Jahreszeiten zerlegt wird. Jeder Zweifel daran wird durch den Umstand behoben, daß im erhaltenen Breitfeld Sonne und Mond, die beiden Zeitmeßgestirne, dargestellt sind. Wir haben es bereits erwähnt, daß nicht das astrologische Sonnensigill, sondern seine Kombination mit dem (linksläufigen) Wendekreuz, also das astronomische Symbol der Wendensonne dargestellt ist. Es ergibt sich daraus, daß das Breitfeld, in welchem die Wendensonne dargestellt ist, jener Jahreszeit zuzuordnen ist, in welche eine Sonnenwende fällt, also entweder dem Sommer oder dem Winter. Wir schließen daraus weiter, daß jenes Jahr, das durch diese Symbolik dargestellt wurde, zwei kurze Jahreszeiten — Lenz und Herbst — und zwei je doppelt so lange, also einen langen Sommer und einen langen Winter hatte. Dies trifft weder für das Klima Ägyptens noch des Zweistromlandes, auch nicht der Troas oder der griechischen Inselwelt, wohl aber für das nördliche Europa zu, das gerade damals ein ausgesprochenes klimatisches Optimum besaß, wofür die paläobotanischen Beweise vorliegen[8]. Es ist der Raum um Nord- und Ostsee, für den diese Jahreskreissymbolik paßt — derselbe, in welchem der Hirsch „Seelentier" ist.

Da die Wendensonne im Breitfelde mit einem linksläufigen Wendekreuz zusammengestellt ist, macht die Zuordnung der Felder zu den Jahreszeiten keine unlösbaren Schwierigkeiten; wir haben die Sinnbilder links- oder rückläufig aufeinander folgen zu lassen, um die richtige Reihenfolge zu erhalten, wie sie durch das linksläufige Wendenkreuz vorgezeichnet ist. Die Sonne kommt also aus dem Felde mit dem „Lebensbaum" in das Breitfeld des „Hirschen"; damit ist unmißverständlich gezeigt, daß das Feld des „Lebensbaumes" mit seinen 12 Zweigen (deren „Haltung" ein Hinweis auf die in diese Jahreszeit fallende Tag-Nachtgleiche ist) dem Lenz und daher das Feld des „Hirschen" dem Sommer zuzuordnen ist. Damit stimmt weiter überein, daß die aufwärtsgebogenen Zweige des Lebensbaumes nach rechts auf das Sommerfeld, hingegen die abwärts-

[8] Vgl. dazu im „Handlexikon der deutschen Vorgeschichte" (München 1936) den Artikel Ackerbau, § 1, sowie die einschlägigen Fachwerke, wie die Beobachtungen Sernanders an schwedischen Mooren usw.

sinkenden Zweige nach links auf das Winterfeld weisen; das Steigen und Fallen der Lebenskraft und des Säftestromes scheint hierin zum Ausdruck gebracht.

Damit sind auch die beiden anderen Felder zugeordnet: das mit der „Schlange" dem Herbst, das vierte — dessen Symbol leider nicht erhalten geblieben ist — dem Winter.

Es soll nun gezeigt werden, daß alle erkennbaren Symbole weder ägyptisch noch babylonisch, sondern typisch nordisch sind.

Der Himmels- oder Sonnenhirsch als Symboltier der sommerlichen „Rad"sonne ist durch das Solarliod bezeugt; eine zweite Belegstelle bietet die Lokisenna, wenn Loki den Himmelswächter Heimdal verhöhnt, weil er „mit krummem Rücken" unter dem Weltenbaum stehend, den Tau auffangen und die Götterburgen bewachen müsse. Der Wächter Heimdal an der Regenbogenbrücke, der Hirsch, von dessen Geweihstangen die nährende Feuchte des Weltenbaumes Tropfen um Tropfen herabfällt auf die Erde und alle Flüsse speist, der Hirsch schließlich, der, wie das Grimnismal erzählt, vom lichten Wipfel des Weltenbaumes äst — all dies sind Sinnbilder der Zeit; nicht der toten Kunstzeit mechanischer Laufwerke, sondern der lebendigen, im Takte des Blutes, des Pulses, der Mondung und des Sonnenjahres schwingenden, aus ihrem ewigen Urquell stets geheimnisvoll sich erneuernden, unvergänglichen Zeit. Ihr Symbol ist der Hirsch und der hirschgestaltige, der mit dem Krongeweih geschmückte Gott: Heimdal im germanischen Norden, Cernunnos[9] bei den Kelten — und noch in Dürers Malerseele schlummerte ein Rest dieses Erbwissens: in dem phantastischen Blatte „Meerwunder", in dem ein bärtiger Wassermann mit Hirschgeweih und Fischschwanz mit seiner Melusine vorbei an altfränkischen Burgen schwimmt.

Es ist nun sehr bedeutsam, daß der Hirsch als Symboltier der lebendigen schicksalhaften Zeit im Grimnismal „Eykt-Hyrnir", das ist „Acht-Hörner", genannt wird; und als Acht-Hörner[14] ist der sommerliche Hirsch auch auf dem alttroischen Urnendeckel dargestellt. Wieder erweckt es Erstaunen, daß dieses kultische Motiv durch 3500 Jahre hindurch sich erhalten hat. Damit erscheint der Beweis dafür erbracht, daß die Wahl des achtendigen Hirsches zum sommerlichen Symboltier nordischem Denken und Fühlen entsprungen ist.

Auch der lenzliche „Lebensbaum" gehört dem nordischen Kulturkreise der frühen Erzzeit an; Lärad heißt er im Grimnismal — und wie dort Eykthyrnir von ihm äst, so streckt auch auf dem troischen Urnendeckel der Sommerhirsch Nüstern und Maul an den grünenden, blühenden Lenzbaum, als ob er von ihm äsen wolle. Wie bedeutsam gerade das Baummotiv in den germanischen und deutschen Sagen ist — man denke an Idun, an den urdeutschen Lebensbaum, an die Bedeutung der Irminsul usw. —, braucht an dieser Stelle nicht eigens hervorgehoben zu werden. Wenn Zweifel bestehen sollten, ob hier nordische Epigraphik vorliegt oder nicht, so blicke man auf die „Haltung" der Äste, die links nach abwärts, rechts nach aufwärts weisen — eine Haltung, die uns aus der vorgermanischen und der germanischen Symbolik, z. B. dem in dieser Zeitschrift abgebildeten[10] „Männlein von Ochsen" wohl bekannt ist.

Die „Schlange" als Herbstzeichen erscheint in der nordischen Symbolik u. a. in der bekannten Darstellung Odins auf dem Stirnbande des Wendel-Fundes (Uppland, 7. Jahrhundert n. d. Ztw.)[11] belegt. Hier reitet Odin im Adlerhelm mit Rundschild und Ger, begleitet von seinen beiden Raben auf Sleipnir gegen eine vor ihm aufsteigende Schlange. Odin, der Herr der rauhnächtlichen Julreiter, beherrscht die Winterzeit; die

[9] Der gallisch-keltische Zeitgott Cernunnos — kenntlich durch Hirschgeweihe und Wendelring — ist u. a. auf dem berühmten Weihekessel von Gundestrup dargestellt.

[10] Vgl. „Germanien" 1935, Heft 7, S. 212; Sonderheft 1936, S. 364 mit Abbildung des „Jahrgottes auf dem Stein von Gliende".

[11] Nach Gustav Kossinna; abgebildet u. a. bei M. Ninck, „Wodan und germanischer Schicksalsglaube" (Diederichs 1935), Tafel I, Abb. 1 und 2.

in der vor ihm aufbäumenden Schlange dargestellte, also vor ihm liegende Jahreszeit kann daher nur den Herbst bedeuten. Die auf dem troischen Deckel dargestellte „Herbstschlange" ist nichts anderes, als die kursiv geschriebene Rune Sig. Die Verwendung der Schlangen- oder Sigrune als Ritzung auf Gerspitzen und Schwertern, sowie die unmittelbare Bezeichnung des Schwertes als „Schlange, Wurm, Drache"[12] ist mehrfach[13] überliefert.

Es kann somit als ausreichend belegt angesehen werden, daß dieser alttroische Urnendeckel auf Grund seiner eindeutigen und klaren Symbolsprache dem nordischen Kulturkreise angehört. So betrachtet, ist das unscheinbare Fundstück ein beachtenswerter Beleg für die politische Bedeutung vorzeitlicher nordischer Heereszüge in den Ostraum des Mittelmeeres. So bedeutsam dies für die Frühgeschichte sein kann —, in dem Rund des Urnendeckels liegt mehr als dies. Er enthält den Beweis, daß die Menschen, die ihn verfertigten und seine Symbolsprache verstanden, nicht nur Krieger und Eroberer, sondern auch Träger einer hohen Kultur waren, die durchaus den Vergleich mit den damaligen „Weltkulturen" Ägyptens und des Zweistromlandes aushalten konnte.

Die Höhe einer Frühkultur findet ihren bezeichnenden Maßstab in der Genauigkeit und der Güte ihrer Zeitmessung, ihres Kalenders. Kultur im eigentlichen Wortsinne beginnt ja erst mit dem Seßhaftwerden, mit der Schaffung des nur-menschlichen Lebensraumes; Vorbedingung dafür ist die Beherrschung der Garten- und Ackertechnik, die vollendete „Zähmung" der Nährpflanzen. Garten- und Ackerbau aber bedürfen einer genauen Zeitkunde, weil nur diese die Bestimmung der richtigen Säe- und Erntezeiten ermöglicht. Daher steht der Kalender am Anfang der menschlichen Hochkulturen.

Die alttroische Jahreskreisscheibe ist nun nicht nur ein kultisches Jahreskreissymbol, sondern mehr als das: ein vollständiger und sehr genauer Kalender.

Wir beginnen mit dem Auffallendsten: die Felder des Sommers und des Winters sind doppelt so breit wie die des Lenzes und des Herbstes; setzen wir ein solches Schmalfeld als zeitliche Grundeinheit, so ergibt sich eine Sechsteilung des ganzen Jahres: $^1/_6$ fällt je auf Lenz und Herbst, je $^2/_6$ auf Sommer und Winter. Welcher Art diese „Sechstel" sind, ergibt sich aus der Art des lenzlichen Lebensbaumes, der 6 abwärts geneigte und 6 aufwärts weisende, also 6 „abnehmende" und 6 „zunehmende" Äste besitzt — Sinnbilder von 12 Mondungen, die zusammen ein sogenanntes Mondjahr ergeben. Noch der sagenhafte Römerkönig Numa Pompilius soll mit Doppelmonden von zusammen 59 Tagen gerechnet haben; diese Zeitbestimmung ergibt sich daraus, daß eine Mondung (synodischer Monat) auf etwa 3 Prozent genau 29,5 Tage dauert, so daß 2 aufeinanderfolgende Mondungen durch einen ganztäglichen Wert von 59 Tagen ausgedrückt werden können. Dieser „Doppelmond" von 59 Tagen ist jene Zeiteinheit, welche der schematischen Einteilung des alttroischen Jahreskreises zugrunde liegt. Einen Doppelmond währte Lenz und Herbst, je zwei Doppelmonde umfaßten Winter und Sommer. Werden an eine Zeitrechnung nur allgemeine Anforderungen gestellt, so genügt die Verfolgung der Mondphasen; es ist mit einiger Übung leicht, das jeweilige „Alter" des Mondes (vom letzten Neumond an gerechnet) auf einen halben Tag genau durch einen einzigen Blick zu bestimmen, ohne dazu astronomischer Beobachtungs- oder Feinmeßmittel zu bedürfen. Der Rhythmus der Mondung ergibt somit ein leicht verfolgbares, unmittelbar eindrucksvolles und absolut zuverlässiges Zeitmaß.

Für ein Volk von Ackerbauern genügt es indes nicht; die wichtigsten Zeitpunkte — Säen und Ernten — werden nicht vom Monde, sondern von der Sonne bestimmt. Da die Sonne aber ihre Radgestalt beibehält, ist die Messung des Sonnenjahres (tropischen

[12] Vgl. die Beschreibung des Heldenschwertes im Helgilied, 9.

[13] Vgl. hierzu Ninck, l. c., SS. 155, Schlange = Drache, draco von derkein = blitzen.

Jahres) ungleich schwieriger als die des Mondes. Die ganze Zeitmeßkunst der Vor- und Frühzeit hat sich vorwiegend mit dieser einen Aufgabe beschäftigt, einen einfachen Kalender auszuarbeiten, der dazu verhilft, um auf Grund der leicht verfolgbaren Mondungen, also des jeweiligen „Mondalters", das jeweilige „Sonnenalter" zu bestimmen: oder anders ausgedrückt: angeben zu können, in welchem „Tageszimmer" eines bestimmten „Mondhauses" eben die Sonne weilt. Diese Übereinstimmung zwischen Mond- und Sonnenjahr herbeizuführen, war die eigentliche Hauptaufgabe der älteren Zeitmeßkunst.

Unsere alttroische Scheibe gibt eine Regel an, wie die Übereinstimmung zwischen Mond- und Sonnenjahr durch Einschieben bestimmter Schaltperioden zu erzielen gesucht wurde. Wir sehen, daß zwischen den eigentlichen 4 Hauptfeldern, zwischen den Strahlen der sie trennenden Büschel, schmale Zwischenfelder liegen: 2 zwischen „Baum" und „Hirsch", 3 vor der Schlange, 2 vor und 4 hinter dem „Winterfeld" — zusammen also 11 Schmalfelder. Nun wissen wir bereits, daß die 4 Hauptfelder den Zeitwert von 6 Doppelmonden zu rund je 59 Tagen, also zusammen ein rundes Mondjahr von 354 Tagen darstellen; die 11 Schmalfelder, zu je einem Tage berechnet, dazu gezählt, ergibt mit 354 mehr 11 = ein rundes Sonnenjahr.

Daß eine solche zeitliche Wechselbeziehung zwischen Mondung und Sonnenjahr beabsichtigt ist, scheint dadurch bewiesen, daß im Breitfelde Sonne und Mond nebeneinander und über dem „Zeittier", dem Sonnenhirschen, stehen. Aber der alttroische Kalender sagt noch mehr.

Wenn wir die genauen modernen Werte der Mondung (29,530 588 Tage) verwenden und daraus die Länge eines Mondjahres zu 12 Mondungen berechnen und sodann diese mit dem exakten Werte für das (tropische) Jahr vergleichen, so erhalten wir:

für das Mondjahr exakt 354,367 056 Tage,
für das Sonnenjahr exakt 365,242 204 Tage,

somit einen Unterschied von 10,875 148 Tagen. Der Unterschied kann mit sehr großer Genauigkeit durch 11—1/8 ausgedrückt werden; der verbleibende Fehler beträgt nur 1,5 Hunderttausendstel.

In dem errechneten Ausdrucke 11—1/8 ist die Zahl 11 auf dem alttroischen Urnendeckel in unmißverständlicher Weise durch die 11 trennenden Schmalfelder festgelegt; als Regel gedeutet, würde dies besagen, daß nach jedem Mondjahr 11 Schalttage hinzuzuzählen seien, um ein rundes Sonnenjahr zu ergeben. Nun stehen Sonne und Mond, die beiden zeitmessender „Lichter", nicht nur nebeneinander, sondern zudem unmittelbar über dem Zeitsymbol: dem achtendigen Hirschen, dem E y k t h y r n i r. In diesem Symbol liegt die „8" und in dieser „8" die Korrektionsregel[14].

Der Ausdruck 11—1/8 (der, wie wir gezeigt haben, in der Symbolik unmißverständlich verankert ist) besagt somit, als Zeitmeßregel gelesen, daß die an jedes Mondjahr anzugliedernde Schaltperiode von 11 Tagen in j e d e m a c h t e n Jahre um einen Tag zu vermindern sei, um einen überaus genauen Einklang zwischen Mond- und Sonnenjahr herbeizuführen. Tatsächlich ergibt sich bei Beobachtung dieser Korrektionsregel (des E y k t h y r n i r gesetzes, das dem berühmten S o t h i s zyklus gleichwertig an die Seite zu stellen ist) eine d u r c h s c h n i t t l i c h e Schaltperiode von 10,875 Tagen, die mit dem exakten Werte fast völlig übereinstimmt.

[14] Es werden hier nicht alle Sprossen, sondern nur die quer zur „Stange" stehenden und so deutlich unterschiedenen Quersprossen gezählt; das dargestellte Hirschgeweih ist in der modernen Jägersprache ein „ungerader Zehnender"; wird die Sprossenzahl, wie hier, nur auf die Quersprossen bezogen („Hörner"), dann gilt die Bezeichnung als „ungerader Achthörner" (E y k t h y r n i r). Das Fehlen des achten Hornes ist nicht zufällig oder unabsichtlich, sondern wesentlich: denn gerade in diesem Fehlen ist die eigentlich wichtige E y k t h y r n i r regel versinnbildlicht, nach welcher nach sieben vollen oder 11tägigen Schaltperioden (den gezeichneten „Hörnern") eine mangelhafte zu 10 Tagen einzuschalten ist, welcher sinngemäß das „fehlende" Horn entspricht.

Die nordischen Menschen des dritten Jahrtausends v. d. Zw. besaßen somit ein äußerst einfaches Kalendersystem; sie blieben bei der althergebrachten Beobachtung der Mondphasen, welche es ermöglicht, das jeweilige „Mondalter" (das „Zimmer" des Mondhauses) auf einen halben Tag rein visuell festzustellen und diese Beobachtungsgenauigkeit dauernd einzuhalten, ohne durch die Unganzzahligkeit des Mondungswertes dabei behindert zu sein. Sobald im Laufe längerer Zeiten der sich allmählich aufsummende Beobachtungsfehler des Mondwertes zu einem Ganztag angewachsen war, konnte er auf Grund des Augenscheines ohne umständliche Operationen berichtigt werden; das bedeutet, daß die p r a k t i s c h e Beobachtung fehlerfrei blieb. Von diesem einwandfrei ermittelten Mondjahr (welches 12 volle Mondungen umfaßte) wurde nun das Sonnenjahr durch die bereits angegebene E y k t h y r n i r regel bestimmt: durch 7 Jahre je 11 Schalttage, im achten Jahre nur 10. Damit aber wurde eine Genauigkeit erreicht, welche die des J u l i a n ischen und des G r e g o r ianischen Kalenders bei weitem übertrifft — erst nach 7000 Jahren erreichte der „Fehler" dieses Kalenders einen Tag.

Die nordischen Menschen dieses frühen Jahrtausends besaßen genaue Kenntnis von den Sonnenwenden und den Tag-Nacht-Gleichen; auch dies kommt in der alttroischen Urnendeckelscheibe klar zum Ausdruck; Sommer- und Wintersonne stehen mit ihren Wendensymbolen inmitten ihrer Jahreszeitfelder; in der Querachse — also zeitlich dazu um ein Vierteljahr verschoben — stehen die Symbole der Gleichen, als solche durch ihre symmetrische Lage zur Feldmitte ohne weiteres erkenntlich. Die Marken der Gleichen und Wenden dürften, wie dies auch aus den astronomischen Steinsetzungen der Frühzeit vermutet werden kann, zur Kontrolle des „Einklanges" zwischen Sonne und Mond verwendet worden sein.

Wer die Edda kennt, wird sich an das berühmte Doppelgleichnis in der V ö l u s p a erinnern, welches O d i n s Auge und H e i m d a l s Horn (Sinnbilder für den Mond) verbindet; O d i n s Auge unter den Wurzeln des Weltenbaumes, H e i m d a l s Horn ebendort im M i m e brunnen; aus O d i n s „Pfand" trinkt M i m i r „Met jeglichen Morgen" — aus der Beobachtung der Mondsichel ergibt sich die Messung der Zeit, die Ordnung des Geschehens. Ähnlich sehen wir auch auf dem Urnendeckel den Sichelmond über H e i m d a l s Tier, dem Hirschen: als „H e i m d a l s Horn", das, als Mondung verstanden, das Grundzeitmaß in sich birgt, aber, auf die Achtzahl der Hornstangen des Hirschen bezogen, die E y k t h y r n i r regel enthält. Damit glauben wir bewiesen zu haben, daß man — ohne Unzulässiges in die vorhandenen Zeichen hineinzulegen — aus dem Symbolbilde der alt-troischen Scheibe einen überraschend genauen und „handgerechten" Kalender herauslesen kann. Ich glaube aus guter Kenntnis frühzeitlicher Zeitmeßmethoden sagen zu dürfen, daß es keine mir bekannte andere Lösung gibt, welche mit einem derart einfachen Verfahren und nur mit einem einzigen Korrektionswert (dem E y k t h y r n i r gesetz) eine solche überragende Genauigkeit zu erzielen gestattet. Unter Berücksichtigung der kulturellen Bedeutung des Kalenders kommen wir also zu dem Schlusse, daß die nordischen Menschen schon im 3. Jahrtausend v. d. Zw. eine H o c h k u l t u r eigenster Prägung besaßen, die ihrer geistigen Potenz nach mit den bekannteren der großen Südreiche zumindest gleichgestellt werden darf. Wir haben damit in diesem bescheidenen Fundstück einen gewichtigen Zeugen und Helfer in unserem Kampfe gegen die Behauptung gefunden, daß unseren Vorfahren ein höhere Gesittung erst von außen und vor nicht allzu langer Zeit gebracht worden sei.

Dieses Ergebnis erscheint mir um so wertvoller, als es sich uns in einem, vom rein Künstlerischen her gesehen, unauffälligen Fundstücke darbietet. Dieser Tondeckel mit seiner „primitiven" Ritzung, der unterhalb des künstlerischen Niveaus der kretischen, ägyptischen und mykenischen Keramik bleibt, lehrt uns wiederum, daß die auf Äußerlichkeiten abgestellte, form-ästhetische Betrachtung allein nicht ausreicht, um jene seelische Grund-

haltung und jene geistige Kraft zu würdigen, welche aus den Symbolen spricht und letztlich maßgeblich ist für die *innerliche* Kulturhöhe eines Volkes.

Es ist auf dieser Scheibe gelungen, mit einfachsten und bescheidensten Mitteln Tiefes und Wesentliches auszusagen. Denn diese den Jahreskreis beschreibende Symbolik ist nicht nur Kalender, sondern auch gelungener Bildausdruck einer *Weltanschauung*.

In den drei Kreisen der Mitte zeigt es die *Eingliederung* des einzelnen in die ihm zukommende Lebensordnung innerhalb der Wallburg, auf der Erdscheibe, inmitten der himmlischen Felder — ein punktförmig kleines Ich als lebendigen Bezugspunkt des umfangenden Alls. Altvertrautes Brauchtum gliedert ihm das Jahr seines Lebens in sinnvolle, durch Festtage eingeleitete Jahreszeiten, denen Sonne und Mond Ordnung und Rhythmus geben. So ist das Ichhaft-Vergängliche miteinbeschlossen in der höheren Ganzheit seines Volkes, in den ewigen Kreislauf des Vergehens und Neuwerdens, in die Unvergänglichkeit des Lebens.

Dies ist die Verheißung, die auf dem Deckel dieser alttroischen Urne stand; die der kunstvollen Zeichnung unkundige, an Pflugsterz und Beilschaft gewohnte Hand eines nordischen Bauernkriegers hat sie in einfachen Bildern in den weichen Ton geritzt — aber sie verstand es, Himmel und Erde, Leben und Tod, Vergängliches und Ewiges in *einem* Bilde zu vereinen und so eine letzte, ahnenererbte Weisheit in bescheidenster Form auszudrücken.

Die Fundgrube

Ein Denkmal germanischen Bauernrechts

Was die Steinbilder an der „Pitterskirche" in Großen-Linden überliefern

Durch Jahrhunderte wurde die Behauptung vom niedrigen Geistes- und Lebenszustand der Germanen mit dem Hinweis begründet, daß auf deutschem Boden nichts den aus gleicher Zeit stammenden griechischen oder römischen Kunstschöpfungen Ähnliches, keine der Denkmäler, Statuen und Tempel aus Marmor oder kunstvoll behauenem Stein zu finden seien. Das darauf gegründete Märchen, unsere Vorfahren hätten sich in dunklen Urwäldern im Kampf um des Lebens nackte Notdurft erschöpft, während an den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres die Kultur in allen Lebensgebieten auf der Stufe höchster Vollendung stand, ist inzwischen gründlich widerlegt worden. Goldschmuck von erlesenster Formgebung, bronzene Musikinstrumente, wie sie selbst heute kaum nachgeahmt werden können, mit Bernstein und Geschmeide verzierte Waffen von unzweifelhaft germanischer Herkunft und Arbeit, wurden als gegenständliche Zeugnisse nordischer Hochkultur aus der Erde unserer Heimat geborgen.

Steinbildwerke, dagegen, die sich den klassischen Schöpfungen Athens oder Roms an die Seite stellen ließen, haben die Germanen nicht geschaffen. Was folgt daraus? Nicht etwa, daß ihnen die Fähigkeit dazu gemangelt hätte, sondern lediglich, daß sie dem kalten Stein einen anderen Werkstoff vorzogen: das trauliche, lebensfrische, aber auch vergängliche Holz. Aus Holz waren ihre meisten Geräte, ihre Wohn- und Gemeinschaftsbauten, und zwar nicht aus rohbehauenen Blöcken, sondern meisterlich verarbeitet und reizvoll verziert, wie es zum Beispiel der römische Dichter Venantius Fortunatus aus dem 6. Jahrhundert von der Rheingegend berichtet, und wie es die wenigen durch glückliche Umstände erhaltenen hölzernen Grabbeigaben aus nordischen Mooren, aus Oberflacht in Württemberg oder aus Leihgestern bei Gießen bezeugen.

Das vom 8. Jahrhundert an erfolgende Eindringen der Steinbauweise in Deutschland stellte die heimischen Baumeister und Holzbildhauer vor eine von Grund auf veränderte Lage. Wie rasch und erfindungsreich sie ihrer Herr wurden, zeigen die verhältnismäßig kurz darauf im germanischen Lebensraum geschaffenen romanischen und gotischen Dome als unerreichte Schöpfungen eines ebenso kühnen wie beseelten Formwillens.

Für die Erkenntnis des Innenlebens unserer Ahnen aufschlußreicher sind jedoch die vorhergehenden Bauten des sogenannten „romanischen Stils", der in Wahrheit ein germanischer war und die Umformung der bisher geübten Holzbauweise in die Elemente des aus den romanischen Landen kommenden Steinbaues verkörpert. Im Rhein-Main-Gebiet, das ein den westlichen Einflüssen naher Boden war, sind weithin bekannte Denkmäler dieser Zeit erhalten, die wie die Dome von Mainz und Worms in baulicher Anordnung und in ihrem Steinbildschmuck den Niederschlag nordischer Vorstellungen erkennen lassen. Frankfurt, Wetzlar, Seligenstadt, Ilbenstadt, Lorsch haben ebenfalls Bauten jener Epoche, doch sind sie alle im Rahmen von städtischen oder klösterlichen Niederlassungen entstanden. Selten finden sich in Dörfern Zeugnisse jener frühen Bauweise, und besondere Ausnahmen stellen dabei die Fälle dar, wo nichtchristliche Darstellungen uns Rückschlüsse auf germanisches Wesen jener Zeit erlauben.

Großen-Linden bei Gießen besitzt im Hauptportal seiner ursprünglich aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammenden Kirche ein solches wertvolles Denkmal, das vorchristliche Anschauungen in der Ausdrucksweise der ersten germanischen Steinmetzen in die Gegenwart gerettet hat. Das Dorf Großen-Linden — außerhalb der Limesgrenze im einst rein chattischen Gebiet gelegen — ist sehr alt. Bereits im Jahre 790 wird es im Lorscher Codex als „Lindern im Lahngau" erwähnt, und viele frühgeschichtliche Grabhügel in seiner Nähe beweisen seine Besiedlung schon in großgermanischer Zeit. Als politischer Mittelpunkt der „Lindener Mark", die außer ihm Lützellinden, Leihgestern, Hörnsheim, früher auch Hochelheim und Dornholzhausen umfaßte, galt es bis 1819, wo der Markwald aufgeteilt wurde. Es war ferner Gerichtsort, wie schon sein auf den germanischen Gerichtsbaum zurückgehender Name vermuten läßt, und war endlich Mutterkirche der aufgeführten Orte, wie von Allendorf, Launsbach, Dutenhofen, Rechtenbach, Nieder- und Ober-Kleen, Langgöns, Ebersgöns, Albach, Wieseck und Lindes (d. i. Klein-Linden).

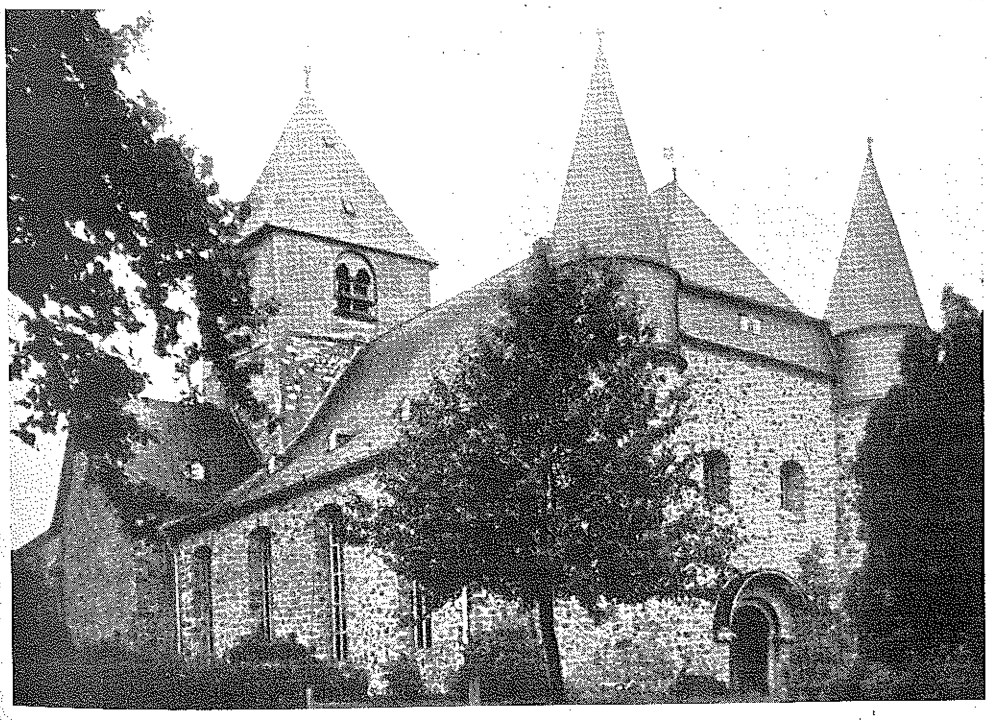


Abb. 5: Die alte Pfarrkirche in Großen-Linden
Aufn. Cornelius

Sprechen allein diese Umstände für eine besondere Bedeutung des Ortes in früher Zeit, so weist anderes darauf hin, daß Großen-Linden nicht erst nach Einführung des Christentums Mittelpunkt für Rechtspflege und Kultus wurde, sondern es schon in den vorhergehenden germanischen Jahrhunderten.

Auf einem sich deutlich im Gelände abhebenden Hügel liegt die erwähnte, heute evangelische Pfarrkirche, die der Volksmund die „Peterskathedrale" nennt, und deren Pfarräcker als „Pittersäcker" mit dem zugehörigen „Pittersweg" bezeichnet werden. Nun wissen wir, daß seit Bonifaz Peterskirchen vornehmlich auf Höhen, die der germanischen Gottesverehrung dienten, errichtet wurden, weil Petrus manche Wesenszüge mit dem Bauerngott und Wettermacher Donar gemeinsam hatte, und auf diese Weise der neue Glaube leichter an die alten Überlieferungen angeknüpft werden konnte. Auf den Germanengott weisen ferner die Steinbilder am Umfassungsbogen des Portals, die einen bärtigen Mann mit erhobenem Hammer darstellen, wie im inneren Rundbogen die drei Wildschweine, die Juleber, die dem bäuerlichen Donar geweiht waren. Ob der christliche Steinmetz diese Gestalten an die Außentür angebracht hat, um sie zu bannen, ob er als „heimlicher Heide" ihre Verehrung auf diese Weise weiterführen wollte, oder ob die große Beharrungskraft, die allem geistigen Ahnenerbe innewohnt, ihm Meißel und Schlegel geführt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls hat er sie als Züge germanischen Glaubens bei der Darstellung des Vorganges, den die Gesamtheit der Bilder wiedergibt, zur Erscheinung bringen wollen.

Zur Deutung liegen verschiedene Versuche vor, die meist deswegen mißglückt sind, weil sie voraussetzen, daß an einer christlichen Kirche nur religiöse Motive abgebildet sein können. Es würde zu weit führen, all die weltlichen, mitunter sehr wenig geistlichen Vorgänge und Gestalten zu nennen, die sich an deutschen Gotteshäusern finden; jedenfalls scheiden für Großen-Linden die Erklärungen der Steinbilder als Legenden des heiligen Wenzel oder der heiligen Margaretha, die man vorgeschlagen hat, aus zeitlichen Gründen aus. Welche Szenen aus der Erlösungsgeschichte damit gemeint sein sollen, ist ebenfalls nicht klar. Eine gewisse Ähnlichkeit in der Anordnung liegt mit dem Domportal von Modena in Norditalien vor, wo dazugesetzte Gestalten aus der Artussage (Burmaltus mit dem Hammer, die zuschauende Winloge) erkennen lassen.

Zweifellos findet in Großen-Linden ein Zweikampf vor der Öffentlichkeit statt. Das Feld zu Beginn der Bogenrundung zeigt die Köpfe von Zuschauern und einen um Gnade flehenden Mann vor seinem behelmten und mit einem Knüppel bewaffneten Gegner. Erinnern wir uns, daß bei Franken wie Chatten Gottesurteile mit dieser Waffe ausgefochten wurden (worauf Erich Jung zuerst hinwies), und daß Großen-Linden eine alte Gerichtsstätte ist, so ergibt sich die Erklärung: an dem ehemaligen Donarheiligtum unter den großen Linden fand einst vor den mit Roß und Wagen zusammengekommenen zahlreichen Zeugen ein Zweikampf als Gottesurteil statt, der damals als so wichtig erschien, daß er auf diese Weise der Nachwelt überliefert wurde. Aber auch bei einem nicht



Abb. 1: Steinreliefbilder im Portalbogen der Kirche von Großen-Linden. Im Anfangssteine links der Zweikampf, in der Mitte die Eber, im Schlußstein rechts der Hammerschwinger.
Aufn. Cornelius

so außergewöhnlichen Vorgang wäre die Verewigung in Stein verständlich, denn im Gottesurteil erkannte der Deutsche die Stimme des Schicksals, die dem Recht zum Siege verhalf, und ausgeprägtes Rechtsgefühl war ja von jeher ein Grundzug germanischen und bäuerlichen Empfindens und Glaubens. Aus dieser Geisteshaltung heraus war der Zweikampf neben dem Eid das vornehmste Mittel im altdeutschen Prozeß, bis das römische und kirchliche Recht an seine Stelle die Folter einführte und den Angeklagten grausamster Willkür blutdürstiger Untermenschen aussetzte. Gerade in dieser Gegenüberstellung wird der ganze Unterschied zwischen der südländischen und der auf bäuerlichem Wesen beruhenden nordisch-germanischen Rechtsauffassung klar. Daß sich in der chattischen Heimat ein so wertvolles Denkmal dieses Bauernrechts an altgeweihter Stätte erhalten hat, kann uns daher mit besonderer Freude erfüllen.

Carl G. Cornelius.

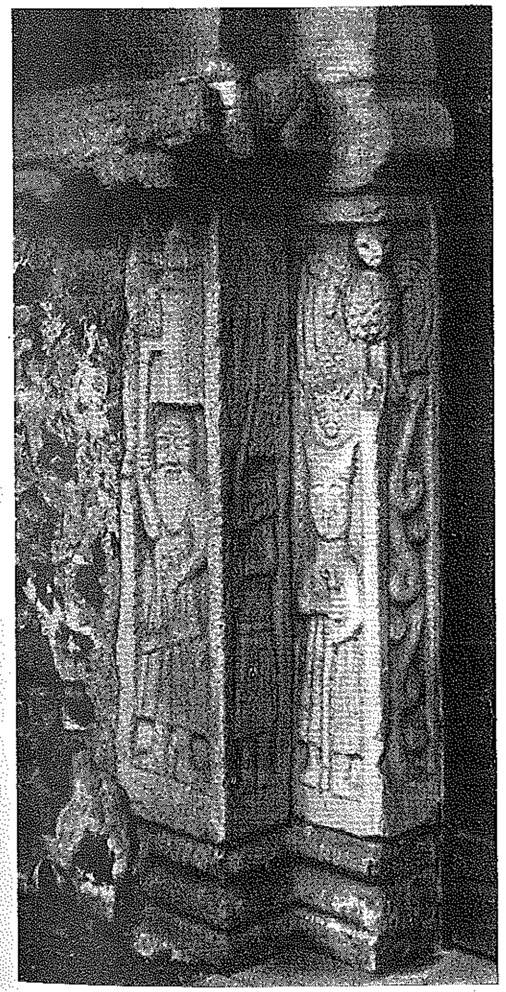


Abb. 6: Bärtige Gestalt mit Hammer im äußeren Pfosten des Kirchenportals von Großen-Linden
Aufn. Cornelius

„Brandopfertöpfe in schlesischen Städten." (Schätze der Scholle, Germanien 1933, H. 9.) Frau M. Blenk sendet uns folgende Ergänzungen, die wir gerne wiedergeben.

C. Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde, berichtet (2. Bd., Seite 80, Das fränkische Niederhessen): „Beim Bau eines Wohnhauses mauert man einen Topf mit einigen Geldstücken in das Fundament."

W. Neuhaus, Sagen und Schwänke aus dem Kreise Hersfeld und den angrenzenden Gebieten, Hans Ott-Verlag, Hersfeld 1922: Sage vom Turm zu Holzheim: Da man früher glaubte, ein Bauwerk halte ewig, wenn ein lebendes Wesen eingemauert würde, so kaufte man einem armen Elternpaar ein Kind ab und mauerte es in den Turm ein. Die drei steinernen Köpfe am Turm zu Holzheim stellen angeblich die Eltern und das Kind dar.

Auch in den Grundstein der Stadtkirche zu Hersfeld soll ein zweijähriges Mädchen eingemauert sein. An dem Turm der Kirche sind ebenfalls einige steinerne Köpfe zu sehen.

Zu dem Einmauern von Kinderfüßen oder -schuhen: Max Höfler, „Knaufgebäcke", Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, 1902, 12. Jahrgang: Die Knaufgebäcke stellen Knochen-Teiggebilde dar, die an Stelle ursprünglicher Knochenopfer zu Seelen- oder Totenopfern verwandt wurden. Dazu gehören u. a.:

Bubenschenkel, üblich am Mittelrhein, am Main mit Zuflüssen, in der Pfalz, Franken und Hessen. 1516 im schwäbischen Eßlingen als Buebenschenkel genannt.

Schienbeinel (Schiābēnl).

Därrbênerken, Därrbêncher, hergestellt am Wallfahrtsort Leiter bei Aschaffenburg. Bezüglich der Zeit (St.-Markus-Tag, 25. April) römischer Brauch.

Totenbeinli, Dessertschnitten, im Engadin und in Zürich üblich.

Totenbeine, in Wälschtirol und in der romanischen Schweiz althergebrachtes Allerseelenbrot.

gliossi (Knochen), Allerseelentagsgebäck aus Livorno.

Max Höfler, „Die Hedwigsohlen", Ztschr. des Vereins f. Volkskunde, 1901, 11. Jahrgang: Die Hedwigsohlen, ein Schuhsohlengebäck (Seelen- und Totenopfergebäck) aus Schlesien.

Kampf zwischen Heidentum und Christentum im alten Schwaben

Wie die Herzöge von Teck, die sich früher „von Weck" geschrieben haben sollen, vom angestammten und herkömmlichen heidnischen zum christlichen Glauben gebracht worden sind, darüber erzählt man sich folgende alte Sage:

Es ist einstmals ein altes edles Geschlecht in Schwaben gewesen, das hat sich „von Weck" geschrieben, hernach aber hat es sich „von Teck" genannt. An den alten Namen erinnert noch heutzutage das Wappen mit den schwarz-gelben Wecken (Rauten), das die Herren v. Wirtenberg als die Besitznachfolger der Herzöge von Teck lange im Wappen geführt haben.

Nun ist dieses Geschlecht vor uralten Zeiten noch heidnisch gewesen. Und zu Bonifaz Zeiten ist auf der Teck ein mächtiger Fürst gesessen, der hat sich Cobert von Weck geheißen, und der hat, wie seine Vorfahren, dem alten Gott der Väter an geweihter Stätte geopfert und ist dem alten Glauben treu geblieben. Er hat aber alle, die von dem althergebrachten Glauben abgefallen sind, als von der Väterweise Abtrünnige verfolgt.

Zu seinen Lebzeiten ist im benachbarten Filsgau ein anderer mächtiger schwäbischer Fürst gesessen, Rumwald oder verwelscht Romulus, den die Sage einen Herzog zu Hohen-Schwaben nennt. Er hat auch einen Bruder gehabt, der hat Witbert oder Wildbart geheißen. Diese beiden aber waren vom alten Glauben abgefallen und sind christlich geworden. Die haben sich ihrer bedrängten Glaubensbrüder angenommen.

Weil nun der Fürst von Weck die Christen belästigte, ist es zwischen dem Kobert von Weck und dem Herzog Rumwalt zum Krieg gekommen. Der Graf von Helfenstein ist dem Herzog in diesem Glaubens- und Bruderkrieg ein Bundesgenosse gewesen. Der Herzog hat zu einem Kreuzzug gegen seine heidnischen Brüder aufgeboten, um sie und vor allem den Fürsten von Weck mit seinem Anhang zum christlichen Glauben mit den Waffen zu zwingen. So sind die Gebrüder Rumwalt und Witbert samt dem Helfensteiner mit einem starken Kriegsvolk von 24 000 Mann vor Stadt[1] und Burg Weck gezogen, diese einzunehmen. Da die Weckischen sich aber tapfer hinter ihren Mauern gewehrt haben, ist der Feinde Vorhaben nicht gelungen. So kam es zu der Belagerung von Stadt und Burg Weck.

Der Fürst von Weck aber hatte mächtige Gesippen. So hatte der edle Herr von Burgau, der Markgraf an der Grenze gegen Baiernland gewesen ist, eine Schwester des Herrn von Weck zur Frau. Der junge Markgraf eilte nun seinem Oheim mit einem starken Aufgebot von 38 000 Mann zu Hilfe in der Absicht, Stadt und Burg Weck von den Belagerern zu entsetzen. Er ist auch schon mit seinem Heer der Fils zu unterwegs gewesen. Über dies ist es nun im Tale zu Hausen zwischen beiden Heeren zu einer großen Schlacht gekommen, in der der christliche Herzog Rumwalt Sieger über den Heidenfürsten geblieben ist. Es ist ein mörderisches Treffen gewesen, man hat keinen Feind geschont: 13 000 von den heidnischen Mannen des Weckischen Heeres lagen erschlagen auf der Walstatt. Auf der christlichen Seite aber sind nur viertausend Mann umgekommen, darunter, so sagt man, seien zween Herren von der Fils, ein Pfalzgraf von Tübingen, ein Graf von Acheln, ein Herr von Stöffeln und einer von Gerhausen gewesen. Einige sagen auch, es sei bei Renningen im Lautertal zur Schlacht gekommen, in dem heute noch so genannten Christental, zwischen dem Kalten Feld und dem Heldenberg.

Die Sache der Heiden war verloren. Der Herr von Weck ward samt seinem Vetter, dem jungen Markgrafen von Burgau, und vielen edlen schwäbischen Herren gefangengenommen. Man erzählt, daß unter diesen vornehmen Gefangenen auch vier Brüder gewesen seien, die alle einen roten Löwen als Abzeichen getragen hätten.

Sie alle sind nun gefänglich nach der Burg Rechberg geführt und dort Jahr und Tag behalten worden, so lange, als bis sie ihrem alten Glauben abgeschworen und dem neuen Glauben sich zugewandt haben. Unter ihnen haben dies ganz zuletzt die Edlen und Festen von Ibach (Eibach), von Comberg, Westerstehten, Ringingen und Mühlhusen getan.

Andere wieder sagen, die Gefangenen seien vom Herzog Rumwalt im Lande zwischen Fils und Rems auf dem Schurwald angesiedelt worden. Dort haben sie sich taufen lassen und haben dann die Burg Hohenrechberg gebaut. So seien sie zu den Ahnherrn der Grafen von Rechberg geworden.

Auch der Herr von Weck ist mit der Zeit zum christlichen Glauben gebracht und getauft worden. Danach hat man ihn wieder auf seinen angestammten Besitz im Tal und auf der Alb freigelassen. Dort hat er dann, wie es heißt, „aus Dankbarkeit und Gott dem Allmächtigen zu Lob", hart unter seinem Schloß Weck in der Ehre der seligen Jungfrau Maria eine christliche Kirche bauen lassen, und zwar gerade dort, wo er in der Schlacht gefangengenommen worden ist.

Zu dieser neuen Kirche hat sich täglich viel Volks versammelt, und etliche haben angefangen, bei dieser Kirche ihre häusliche Wohnung zu bauen, bis mit der Zeit ein Dorf daraus erwachsen ist, das man Kirchheim genannt hat. Es ist dies die heutige Stadt Kirchheim unter Teck.

Kinkelin.

[1] Die bekannte Stadt Kirchheim unter Teck im Vorland der Schwäbischen Alb. Unter dem Fuß der Teck führt die durch ihre landschaftliche Schönheit bekannte Reichsautobahn Stuttgart—Ulm vorbei.

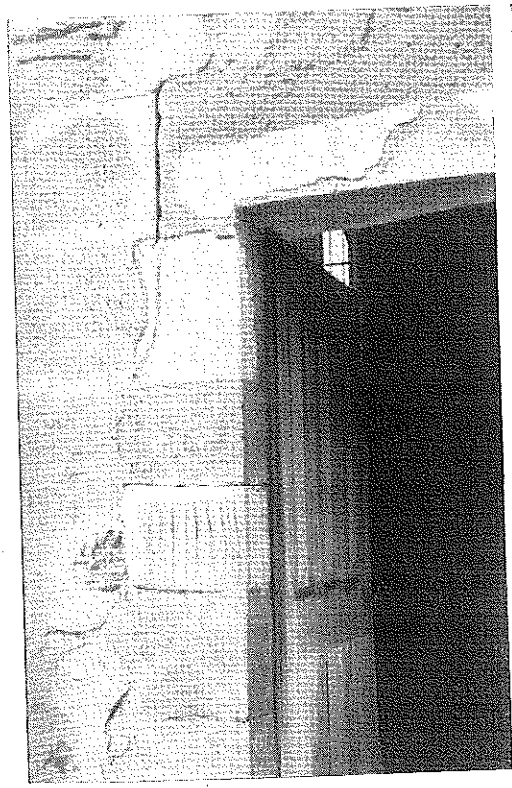


Abb. 1

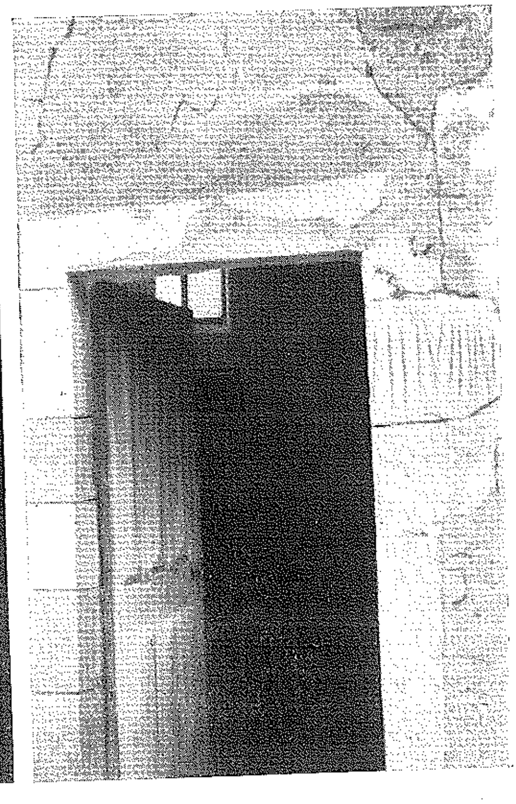


Abb. 2

Wetzrillen an der romanischen Kirche von Chamilly in Burgund. Die Rillen befinden sich auf Abb. 1 im ditten Quader von oben; auf Abb. 2 im obersten Quader rechts

Eine germanische Sitte in Burgund

Im Anschluß an den im Juniheft der Zeitschrift „Germanien" erschienenen Aufsatz können wir mitteilen, daß sich ähnliche Wetzrillen wie die von Herrn Karl J. H. Billiger beschriebenen unter den gleichen Umständen auch in Burgund vorfinden. Die romanische Kirche von Chamilly in der Nähe von Chalons-sur-Saône zeigt auf den beiden Pfeilern der südlichen Seitentür ebenso wie auf den Quadern in der Südostecke von oben nach unten verlaufende Rillen mit folgenden Abmessungen:

Länge: 20 bis 50 Zentimeter.
Breite: 0,5 bis 1 Zentimeter,
Tiefe: 1,5 Zentimeter.

Sie werden von einem neueren Bewurf teilweise verdeckt, und unter diesem erscheint eine weiße Kruste, die zweifellos als der Überrest eines noch älteren Bewurfs anzusehen ist. Die Ecksteine und die Einrahmungen der romanischen Türen sind aus Sandstein, der Rest des Mauerwerks und die gotischen oder neueren Türen und Fenster aus Kalkstein. Die romanische Südtür ist mit Hilfe von Kalkquadersteinen ausgebessert worden, auf denen allerdings

keine Wetzrillen mehr festzustellen sind. Die gotische Nordtür ist aus Kalkstein gebaut, weist aber ebenfalls keine Rillen mehr auf.

In den Ruinen einer benachbarten Kapelle, die wahrscheinlich romanischen Ursprungs ist, in Saint-Gilles, habe ich einen Quaderstein entdeckt, der ebenfalls parallele und unregelmäßige Rillen aufweist, ähnlich denen von Chamilly.

In der Gegend um Macon hat Herr Gabriel Jeanton in mehreren Kirchen auf Granitblöcke hingewiesen, die in das Mauerwerk der Seitentüre wie auch anderswo eingelassen sind.

Auch auf diesen Blöcken sind absichtliche längliche Einmeißelungen festzustellen.

Anscheinend kommen die Wetzrillen in Burgund verhältnismäßig häufig vor. Eine Erklärung hierfür ist bisher nicht erbracht worden. Ohne hier schon sagen zu wollen, um was es sich eigentlich handelt, möchte ich doch darauf hinweisen, daß in der *Bresse*, einer Landschaft, wo der germanische Einfluß sehr bemerkenswert ist, das Hochzeitszeremoniell lange Zeit außerhalb der Kirche, unter dem Vorbau, gefeiert wurde (L. Guillemant).

In den wenigen angeführten Beispielen ist der die Rillen aufweisende Stein aus Sandstein oder Granit, das übrige Mauerwerk dagegen aus Kalkstein. Vielleicht läßt sich dies darauf zurückführen, daß diese Steine sich sehr gut zum Wetzen eignen, oder aber daß sie sich an einen noch älteren Volksglauben knüpfen.

Vielleicht treffen die in der Zeitschrift „Germanien" gegebenen Erklärungen auch auf das Land der Burgunder zu.

Johannès Thomasset
Saint Gilles (Saônc-et-Loire).

Germanisches in Dantes „Göttlicher Komödie"

Die Mächtigkeit und die Bedeutung der germanischen Bestandteile in der italienischen Kultur von heute werden uns immer klarer, und wir wissen vor allem, daß hieran weniger die Zeit der Karolinger und die ihnen folgenden Jahrhunderte bis hinauf zu den Staufern beteiligt sind, als vielmehr die in jeder Beziehung ungewöhnlich fruchtbare Zeit der langobardischen Herrschaft. Ja, sogar aus der doch wesentlich kürzeren ostgotischen Periode sind bedeutend mehr Volkstum- und Sprachreste dem späteren Italienisch einverleibt worden, als man dies bei der Kürze der ostgotischen Regierung erwarten sollte. Das rasche Abnehmen germanischer Elemente nach dem Jahr 900, besonders aber nach 1000 erklärt sich durch die wachsende Festigung des Volkscharakters, also durch die beginnende Bildung des Italienertums, und am Ende des ersten Jahrtausend waren somit bereits alle jene germanischen Bestandteile im Wesentlichen einverleibt, die noch heute deutlich sichtbar sind.

Die oberitalienischen Sagen und Märchen — soweit man diesen deutschen Begriff in Italien überhaupt anwenden darf — sind in der erstaunlichsten Weise mit germanischen, im besonderen langobardischen Begriffen angefüllt, *und die deutsche Literaturgeschichte hätte hier, gleich der Volkstumsforschung ein schönes Arbeitsgebiet.* Diese oberitalienischen Märchen fristen, wenn auch stark abgeschliffen und von späteren Vorstellungen überdeckt, noch heute ihr Dasein; im 12. und 13. Jahrhundert aber waren sie von einer hohen Lebendigkeit und daher auch geeignet, ihre Wesensbestandteile abzugeben. Dies erfolgte besonders an die bildenden Künste und an die Literatur. Während diese Einflüsse auf Malerei und Bildnerei schon bekannt sind (die hübschesten Beispiele wären die Portalplastiken von S. Zeno maggiore, Verona, und die Arbeiten des Antelami in Parma und Borgo San Donnino) sind jene auf die Dichtkunst noch ziemlich unbekannt und bei einer Überprüfung ließen sich auch hierin germanische Brauchtumsreste feststellen, die sonst als verschwunden gelten.

Aus dem erwähnten Kreis germanischer Vorstellungen, Begriffe und mehr oder minder geschichtlicher Einzelheiten schöpfte auch Dante für alle seine Werke, besonders aber für seine „Göttliche Komödie"; der gewollt starke Bilderreichtum dieses Werkes ließ den Dichter oft den vorhumanistischen Denkkreis verlassen und sich der reichen Gestaltenwelt germanischer Herkunft zuwenden.

Dantes Familienname Alighieri geht einwandfrei auf einen germanischen Namen Aligern, das ist der Speergewaltige, zurück. Dieser Name ist häufig bei den Ostgoten, selten oder überhaupt nicht vorkommend bei den Langobarden und Franken. Es hieße zu weit gehen, wollte man die für germanische Einstellung des reifen Dante auf diesen germanischen Urahnen zurückführen, obwohl bei den vielen anderen ober- und mitteliltalienischen Adelsgeschlechter mit germanischem Namen nordische Lebensäußerungen gar nicht selten sind. Auf jeden Fall aber kannte Dante eine Fülle germanischer Begriffe und es ist erstaunlich, wie gerade die dichterisch höch-

sten und seelisch ergreifendsten Teile der Göttlichen Komödie auf solche zurückführen.

In Italien gingen durch das ganze 13. Jahrhundert von Mund zu Mund verbreitete Nachrichten, daß der große Staufer Friedrich II. gar nicht tot sei, sondern in einer Höhle wohne und auf seine Zeit warte, es hieß: Sonabit et in populis: Vivit et non vivit. In derselben Zeit bildete sich in Thüringen die Kyffhäusersage aus. In den Alpentälern der Sieben Gemeinden und von Macugnaga am Fuß des Monte Rosa griffen diese sagenhaften Neubildungen bis auf die Langobardenkönige Aistulf und Liutprand zurück, wogegen Karl der Große zu kurz kommt. Die Großtaten germanischer und deutscher Könige waren also in frischer Erinnerung. Hand in Hand damit ging eine zunehmende Erbitterung gegen die verweltlichte Kirche und in den schweren Angriffen gegen die Fiktion des Kirchenstaates tauchen die alten Konfliktsstoffe des späteren langobardischen Reiches wieder auf. Lehrreich ist bei diesem Punkt ein Vergleich zwischen Dante und Walther von der Vogelweide. Dante: „Ah, Konstantin, wieviel des Elends brachtest du — nicht durch die Taufe — durch die Gabe, die du dem ersten reichen Papste machtest", Walther: „König Konstantin, der gab so viel, wie ich Euch nun bescheiden will: Dem Stuhl zu Rome, Speer, Kranz und Krone. Zur Stund ein Engel schrie im Leid: O weh, o weh! Zum dritten Weh! Einst stand in Zucht die Christenheit, nun ist in sie ein Gift gefallen."

Der Unterschied in der Behandlung des gleichen Gegenstandes ist auffällig: Gleich Eckehart (1260—1327), der in vielen Dingen Wesensähnlichkeiten mit Dante zeigt, ist Walther dennoch vor allem Mystiker, der aus der verweltlichten Kirche hinausstrebt und — bei Walther schwach, bei Eckehart stark angedeutet — im Volk ein national-religiöses Leben auslösen will. Die beiden deutschen Dichter sehen, weil sie Mystiker sind, stets und vor allem den ewigen, sich stets verändernden Werdeprozeß und sind daher germanischer, auch wenn sie fast gar keine nordischen Vorstellungsbegriffe verwenden. Dante hingegen baut sich, Italiener, der er doch schon ist, im südlichen Sinne eine sinnlich faßbare Welt auf, und um dieser den nötigen Bilderreichtum zu geben, verwendet er dafür germanische Einzelheiten, die damals schon langsam fremdartig wurden und vielleicht gerade deshalb einer dichterischen Bearbeitung im Sinne Dantes zugänglich waren.

Diese germanischen Bestandteile in der Commedia teilen sich in politische Ansichten, die also das Germanische nur deshalb annehmen, weil es gerade in politicis paßt, in seelische Ausdrucksformen mehr oder minder unitalienischer Stärke und Eigenart, und in rein nordisch-germanische Begriffe, die deutlich, nur in dichterischer Gestaltung übernommen werden. Zu den mehr oder minder unitalienischen seelischen Ausdrucksformen gehören in erster Linie die bekannten landschaftlichen und atemlos phärischen Stimmungsschilderungen (wie Abendfriede, Sonnenuntergang, Rauhreif, Nebelsonnen u. a. m.).

In ihnen spricht sich ein deutlich nordisches Naturgefühl aus. Es hebt sich scharf von allen übrigen ähnlichen dichterischen Äußerungen der gleichen Zeit ab, ebenso aber auch von der ausgesprochen antikisierenden Naturbetrachtung Petrarcas. Man kann also sehr wohl in diesen prachtvollen Naturschilderungen auf die germanische Abstammung des großen Florentiners hinweisen, die sich hier in einer vereinsamten Genialität zeigt. Dante hat diese Grundlage natürlich nicht erkannt, denn sonst hätte er sie entweder besser gepflegt oder ausgetilgt. Beides ist nicht geschehen und darum stehen, besonders im „Paradies", neben Naturschilderungen nordischer Kraft und Vertiefung wieder ganz äußerliche antikisierte Formen.

Auf nordische Sittlichkeit deutet ferner die tiefe Empörung, die Dante über den Verräter empfindet und den er deshalb, weil seine Tat so verabscheuungswürdig ist, in die untersten Höllenkreise verbannt. Die gleichzeitigen italienischen Historiker empfinden dagegen, gleich ihren späteren Nachfolgern (Guicciardini, Macchiavelli u. a.) den Verrat als ein durchaus zuläßliges Mittel im politischen Kampf, und dieser Ansicht schließt sich Dante auch an, im „Convivio" und im Traktat „De Monarchia", in Werken also, wo er frei von dichterischer Begeisterung der rational denkende Italiener bleibt. An anderen Stellen ist ferner Nordisches und Unnordisches schwer auseinanderzuhalten. Verwiesen sei auf eine Kanzone der Frühzeit: „Ich bin im Kreis des Jahres zum Punkt gekommen (Io son'venuto al punto della ota), in dem das Zwillingspaar uns hochgebiert am Himmel usw. „Wir können heute die hellenischen Dioskuren mit den altgermanischen Alkiszwillingen gleichsetzen. Die Alkiszwillinge lebten noch im langobardisch-italienischem Brauchtum um das Jahr 1000. Dante *kann* die erwähnte, übrigens doch nur astronomisch aufzufassende Stelle, sowohl auf die hellenischen Dioskuren, wie

auf die germanischen Alkiszwillinge bezogen haben. Allzu weitgehende Schlüsse würden hier über das Ziel schießen.

Weitaus wichtiger sind die in der Göttlichen Komödie vorkommenden rein germanisch-deutschen Einzelheiten. Im 3. Gesang des Läuterungsberges erwähnt Dante ganz eindeutig, daß König Manfred nach seinem Heldentod in der Schlacht von Benevent 1266 in einem Hügelgrab beigesetzt wurde: „So lägen dort noch meines Leibs Gebeine — Am Brückenkopf bei Benevent, vom Hügelmal — geschützt der schweren aufgehäuften Steine." Also bestand in der Mitte des 13. Jahrhunderts in Unteritalien noch die altgermanische Sitte des großen Hügelgrabes. Aber auch die Bestattung Manfreds bei einer Brücke deutet auf germanisches Brauchtum. Es ist die Edda, die eine bis in die Bronzezeit zurück nachzuweisende Sitte berichtet, daß ein Grab neben einer Brücke zugleich ein Grab am Rand der Himmelsbrücke sei. Auch diese Vorstellung lebte also damals noch in Italien nach.

Auf nordische Sternbeobachtung aus dem Dunklen der Höhle her deutet dann eine wenig bekannte Stelle in der „Hölle", 20. Gesang: „Aronta ist's, der in einer weißen Marmorhöhle wohnt, in Lunis Bergen, wo Carraras Bauern ackern, wo nichts den Blick ihm in die Weite sperrt bis zu den Sternen und zum zweiten Meer." (Onde a guardar le stelle e il mar non gli era la veduta tronca). Es scheint hier der Begriff einer Schauhöhle in einem Berg vorzuliegen, worauf schon einmal Wilhelm Teudt verwies („Germanien", Jahrgang 36, Heft 6), und es sei hier, wohl zum erstenmal außerdem vermerkt, daß die deutschen Ostalpen noch heute eine solche Schauhöhle mit einer mittelalterlichen Schauburg darin besitzen in der Höhlenruine Schallaun im Puxerloch im oberen Murtal. Jener etruskische Aronta sitzt also in seiner einsamen Höhle einzig zu dem Zweck, die Sterne beobachten zu können. Er war also ein „Kalendermacher".

Nornen oder Parzen, also wieder zwei eng verwandte indogermanische Begriffe, kommen im 21. Gesang des Läuterungsberges vor: „Allein weil Sie, die unabläßig spinnt, — Ihm noch nicht ganz den Rokken abgesponnen, Den Klotho angelegt ..." (Ma perche lei che dí e notte fila-Non gli avea tratto ancora la conocchia, — Che Cloto impone a ciascuno e compila).

Auffällig ist ferner die großartige Schilderung des untersten Höllengrundes: „Groß, angemessen, solchem Vogel standen — Zwei Flügel unter jedem weit heraus — Die wir den Segeln gleich, nur größer fanden. — Und federlos, wie die der Fledermaus, — Sie flatterten, ohn' Unterlaß und gossen — Drei Winde nach verschied'nen Richtung aus. — Dadurch ward der Cocyt mit Eis verschlossen." Sehr richtig ist in „Germanien" (Juli 1937) auf eine Parallelerscheinung in der Edda, Teil Vafthrudnerlied, hingewiesen, die in der Jordanschen Übersetzung lautet: „Heißt ein am Himmelspol — Hockender Unhold — In Adlerverhüllung — Mit den Fittichen fächelt er — Wind allem Volk zu." Dante hat dann die Gestalt des nordischen Unholdes dichterisch verstärkt, ohne ihm jene italienische rationale Begrifflichkeit zu geben, die sonst so oft bei diesem Dichter vorkommt, das Bild blieb rein nordisch. Es gewann sogar an nordischer Spannkraft durch des Dichters Gnaden.

Der Läuterungsberg (Gesang 13 und 15) ist mit einer hellen, leuchtenden Mauer umzogen; die schwäbische Achalm begrenzt nach einem schönen und frühen Märchen eine goldene Kette. Bei Dantes Läuterungsberg hören die Wolken früh auf und die Gewitter reichen nicht einmal an des Berges Fuß heran, er ist in dieser Beziehung dem Donnersberge in der Pfalz verwandt. Dantes Läuterungsberg wird aber ferner gleich der Pfälzerhöhe ein Teil des großartigen indoarischen Weltberges, dessen reines, stilles Hochragen enkelhafte Nachempfindung in den hohen gotischen Kirchtürmen Süddeutschlands versinnbildlichte. Dantes germanische Auffassung zeigt sich dann gerade in dieser Einzelheit am wundervollsten in der Schilderung der letzten Nacht auf dem Läuterungsberg (27. Gesang).

Viele andere Stellen aus allen drei Teilen der Göttlichen Komödie ließen sich hier noch wegen ihrer Beziehung zu germanischem Wesen anführen. Sie würden alle nur noch deutlicher zeigen, wie dem Dichter sowohl germanische Ehrbegriffe (Worte über Erbstreit, Ehebruch, Heeresfolge) lebendig gewesen sind, als auch wie viele sonstige germanische Einzelheiten er kannte. Er muß diese auch geschätzt haben, denn sonst würden sie nicht fast regelmäßig an betont ehrender Stelle vorkommen. Er schätzte sie vielleicht auch deshalb so, weil er, schon Dichter des rasch werdenden Italienertums, in diesen Dingen das Fremd-Werdende erkannte, das ihm vorbildlicher schien, als Teile seines eigenen, noch allzu jungen Volkes.

Emmerich Schaffran, Wien.

Die Bücherwaage

Karl A. Eckhardt, **Irdische Unsterblichkeit.** Germanischer Glauben an die Wiederverkörperung in der Sippe. Studien zur Rechts- und Religionsgeschichte, Heft 1. Verlag H. Böhlaus Nachf., Weimar.

Das Buch ist alles in allem eine ausgezeichnete Darstellung einer wesentlichen, man darf sagen, der *wesentlichsten* Seite germanischen Glaubens. Der Verfasser stellt mit sicherem Blick für das Entscheidende die germanischen Zeugnisse für den Glauben an die Wiedergeburt des einzelnen in menschlicher Gestalt dar, wobei er schon aus den antiken Zeugnissen über die Germanen einige wichtige Belege anführen kann. Den breitesten Raum nehmen natürlich die einzigen von Germanen für Germanen geschriebenen Quellen ein, die isländischen Sagas und die verwandten Überlieferungen aus dem übrigen Norden. Diese Zeugnisse sind schlechthin überzeugend; vor allem wegen der von Eckhardt zum ersten Male dargestellten Übereinstimmung von Namentafeln und Namengebung, aus der er mit Recht folgert, daß nur der Name eines Verstorbenen aus der Sippe dem neugeborenen Kinde beigelegt wurde — in den meisten Fällen der eines unmittelbaren Vorfahren. So sind Namenweihe und Wiedergeburtsglaube aufs engste miteinander verbunden; was ohne weiteres einleuchtet, wenn man bedenkt, daß der Namen den Germanen etwas anderes war als eine äußere Zutat, nämlich ein untrennbarer Bestandteil ihres Wesens selbst. Die Zeugnisse aus Dänemark, Norwegen und Schweden erhärten diese Auffassung für den germanischen Bereich.

Durch einen Vergleich mit den übrigen Indogermanen vermag der Verfasser es wahrscheinlich zu machen, daß der Glaube an eine Wiedergeburt in der Sippe gemein-indogermanisch ist; freilich sind bei Griechen und Italikern die alten Auffassungen stark verblaßt, sie lassen sich am besten noch bei Thrakern, Slawen und Indo-Iraniern erweisen. Wie Eckhardt an einer Menge von Beispielen nachweisen kann, ist der Brauch der Namensweihe in Verbindung mit der *Wasserweihe* mit dem eigentlichen Wiedergeburtsakt gleichbedeutend. Mit diesem erlischt das Aussetzungsrecht, das Wergeld tritt in Kraft, und der Wiedergeborene ist erst jetzt voll in die Sippe aufgenommen, ja im eigentlichen Sinn wiedergeboren. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Frist von neun Nächten nach der Geburt, innerhalb derer nach germanischer Auffassung sich erst die volle Wiedergeburt vollzieht; was übereinstimmend aus den Rechtsauffassungen der germanischen und auch indogermanischen Quellen hervorgeht. Zu den Vorstellungen, auf die Eckhardt diese Neunmächtefrist zurückführen kann, darf man vielleicht auch die Analogie zwischen den neun Tagen und den neun Monaten der Menschwerdung hinzufügen; denn solche Analogien spielen im Volksglauben eine gewisse Rolle (zwölf Nächte als Analogie der zwölf Monate usw.). Ganz unbeweisbar sind die von Wolfgang Schultz konstruierten angeblichen neuntägigen Wochen des sogenannten arischen Mondkalenders (S. 98). Wohl aber spielt in den Sagen die neuntägige Hochzeit eine große Rolle (Thidrekssaga); man darf auch an die neun Frauen an der Wiege des Neugeborenen denken (vgl. meinen Aufsatz „Wintersonnenwende in der Symbolik des Kivikgrabes", Germanien I (1939). Alles in allem zieht Eckhardt aus den zahlreichen Zeugnissen mit Recht den Schluß, daß der Wiederverkörperungsglaube in der gleichen Gestalt, die wir in den germanischen Quellen der ersten der Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nachweisen können, ursprünglich allen Indogermanen eigen gewesen ist. Das ist eine Feststellung von außerordentlicher Wichtigkeit.

Im Laufe seiner Untersuchung hat der Verfasser sich allerdings, durch andere Forschungen beeinflußt, auf unrichtige Nebenwege locken lassen, die nicht notwendig mit seinem Hauptforschungsziel zusammenhängen. Seine Auffassung von dem angeblichen späteren Eindringen des „Wodanismus" gibt z. T. Kummers einseitige Meinungen auf diesem Gebiete wieder, die schon dadurch widerlegt werden, daß laut wortkundlichem Befunde der Wodan viel älter sein muß, als es dieser Auffassung entspricht. Es besteht auch kein Anlaß, einen *Gegensatz* zwischen der Vorstellung von dem wilden Heere und dem Wiederverkörperungsglauben zu konstruieren. Da auch nach den von Eckhardt beigebrachten Zeugnissen eine gewisse Zeit zwischen Tod und Wiedergeburt vergeht, so dürften die Angehörigen des wilden Heeres ursprünglich solche Seelen gewesen sein, die der Wiederverkörperung harrten. Das wird auch durch die griechische Vorstellung vom Heere der Hekate wahrscheinlich gemacht.

Es ist ein untauglicher Versuch, das angebliche Aufkommen des „Wodanismus" bei den Cheruskern mit den angeblichen Menschenopfern nach der Varusschlacht begründen zu wollen (S. 60). Über diese „Menschenopfer" vgl. meinen Aufsatz „Die Menschenopfer nach der Varusschlacht" (Germanien IV, 1934). Übrigens war Wodan keineswegs der einzige Gott, dem Menschenopfer dargebracht wurden. So darf auch die Sage der Langobarden von ihrer Namensweihe durch Wodan keineswegs mit ihrem angeblichen Übergang zum Wodanskult gleichgesetzt werden (S. 58); der Sinn ist lediglich der, daß Wodan mit dem Namen Sieg verleiht. Der „Traum von Walhall" hat mit dem Wodanismus ursprünglich nichts zu tun; Walhall ist offenbar nur eine abgeänderte Vorstellung von dem Leben im Grabhügel, die ja der Vorstellung vom Sippengrab ebenfalls eigen ist. Wenn da ein Gegensatz erscheint, so ist dieser nur auf die Verhältnisse einer späteren Zeit mit einem Gegensatz zwischen „Bauernglauben" und „Kriegerglauben" zurückzuführen. Aus den Berichten des Jordanes über den Gesetzgeber Dikineus kann man ebensowenig wie aus anderen ähnlichen Berichten auf eine „Einführung des Wodanskultus" schließen (S. 58). Daß der Wodanskult Schuld tragen soll an der Sitte der Namensvariierung (S. 59), ist ebenfalls unerweisbar.

Mit diesen Auffassungen hängt es denn auch zusammen, wenn Eckhardt sich die Gleichsetzung des von Snorri Sturluson berichteten Kampfes zwischen Asen und Wanen mit dem Einbruch der indogermanischen Streitaxtleute in den Raum der angeblich vorindogermanischen Megalithkultur zu eigen macht — vor allem aber die Folgerungen, die er daraus zieht. Otto Reche hat eindeutig nachgewiesen, daß man bei der „fälischen" Megalithrasse und der „nordischen" indogermanischen Rasse überhaupt nicht von zwei Rassen, sondern nur von Variationen ein und derselben Rasse sprechen kann. So ist es ein grundsätzlicher Fehler, für den man aber weniger den Verfasser als seine sprachkundlichen Gewährsmänner verantwortlich machen muß, wenn immer noch mit der Behauptung gearbeitet wird, einige dem Nord-Ostsee-Gebiet eigentümlichen Worte wie Geest, Haff, Hafen seien aus dem Indogermanischen nicht erklärbar, und somit könnten die Indogermanen nicht aus diesem Gebiete stammen (S. 115). Den Gegenbeweis bezüglich der genannten Worte werde ich demnächst führen; es ist aber bedauerlich, daß solche Behauptungen, die doch im Grunde auf den sattsam bekannten S. Feist zurückgehen, in ein Werk Eingang finden, das sonst so völlig im indogermanischen Geiste geschrieben ist. — Daß Indogermanen und Megalithrasse Zweige *eines* Stammes sind, hat Herbert Meyer in „Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen" schlüssig dargelegt.

Zu welchen Trugschlüssen das Operieren mit sprachlichen und kulturgeschichtlichen Vorurteilen führt, zeigen Eckhardts Ausführungen über Njörd und Nerthus als angeblich vorgermanische „Wanengottheit" (S. 114 ff.). Die ursprünglich weibliche Nerthus soll von den eindringenden Indogermanen entsprechend deren „vaterrechtlichen Auffassung vermännlicht und zu Njörd geworden sein. Einmal wird behauptet (S. 113), daß Jüten, Sachsen und Friesen, die gleich den übrigen Ingävonen in Gebieten siedelten, in denen die vorarische Megalithkultur niemals eine Rolle spielte"(!), eine „sehr viel rauhere Einstellung zur Frau gehabt" hätten, und darin „den übrigen Indogermanen ähnelten"; gleich darauf aber wird die „mutterrechtliche" Nerthus von den Stämmen der Reudigner, Avionen, Angeln, Wanen, Eudosen, Suardonen und Nuitonen gemeinsam verehrt, und zwar in einem angeblich vorgermanischen Haine (S. 114). Nun sind aber die zuerst genannten Stämme mit den letzteren so eng benachbart, daß es ganz unmöglich ist, zwischen ihnen eine Grenze nach „Megalithkultur" und „Vaterrecht" zu ziehen. Die ganze Konstruktion erledigt sich aber von selbst gerade durch den sprachlichen Befund: denn der Name der „mutterrechtlichen" und „vorarischen" Nerthus ist zweifellos germanisch und indogermanisch; (vgl. R. Much, Die Germania des Tacitus, S. 351 f.); der Übergang zum männlichen Geschlecht im späteren Altnordischen ist ebenfalls aus sprachlichen Gründen zu erklären (Ebd. S. 352).

Man sollte sich überhaupt hüten, aus der Einteilung in „mutterrechtliche" und „vaterrechtliche" Völker eine starre Konstruktion zu machen und lebendige Dinge in ein Schema zu zwingen. Wenn die Frau bei den Germanen ganz zweifellos eine ungleich höhere Stellung einnimmt als bei den übrigen Indogermanen, so ist das aus *einer* Grundtatsache sehr leicht zu erklären, die aber gerade *für* die Heimat des Indogermanen im Nord-Ostsee-Raum spricht: Bei langdauernder Seßhaftigkeit auf bäuerlicher Grundlage entwickelt sich ganz von selbst eine zentralere Stellung der Frau als bei Völkern, die auf langen Wander- und Kriegsfahrten neue Wohnsitze gewonnen haben und dort mit unterworfenen Völkern in Berührung kommen, Sklavinnen und Kebsen haben und dem kriegerisch-männlichen Element notwendig den Vorrang einräumen müssen. So aber erscheint die westfälische Bäuerin, die vom Herde aus das gesamte Haus übersieht, nicht etwa als „Relikt" aus der „vorindogermanischen" Megalithzeit, sondern als Urbild der *indogermanischen* Frau. Sie ist der verehrte Mittelpunkt des „Heimes", und nicht die Trägerin juristischer Begriffe; wie man überhaupt diese unmittelbar aus den Lebenstatsachen hervorgehenden Verhältnisse nicht mit juristischen Augen ansehen sollte. So erscheint mir keinerlei Beweis für „die mutterrechtliche Struktur der vorgermanischen Megalithrasse" (S. 117) gegeben zu sein. Es muß überhaupt immer wieder betont werden, daß die aus der allgemeinen Völkerkunde gewonnenen Begriffe und Konstruktionen nicht ohne weiteres auf die nordischen Indogermanen angewandt werden dürfen, denn diese stellen — wie übrigens Eckhardt häufiger selbst betont — einen in jeder Hinsicht einmaligen Sonderfall dar. Es ist auch kein Beweis vorhanden für die Behauptung: „Für die Megalithrasse ist das Grab die dauernde Wohnung des Toten; für den Arier, der an die Wiederverkörperung glaubt, bedeutet es nur einen kurzen Zwischenzustand." (S. 125.) Das heißt, willkürlich eine weitere Scheidewand zwischen diesen naheverwandten und wahrscheinlich rassegleichen Völkern aufzurichten. Auch die Brandbestattung — die sich doch keineswegs gleichzeitig mit dem Einbruch der Streitaxtleute auszubreiten begann — kann in keiner Weise als Beweis dafür herangezogen werden. Gewiß *kann* sie von dem Gedanken ausgehen, daß die Seele unabhängig von ihrem materiellen Substrat weiterlebt; die Verfechter der heutigen Feuerbestattung gehen aber vielfach von der entgegengesetzten Annahme aus, und so kann daraus zum mindesten kein Beweis dafür gewonnen werden, daß die Megalithleute etwa diesen Glauben *nicht* gehabt hätten. Es scheint mir übrigens ein anderer Grundgedanke bei der Leichenverbrennung mitzuspielen, als die bisherigen Theorien annahmen; nämlich die Wiedergeburt durch das Feuer, wofür ich eine zusammenhängende Kette von Vorstellungen bis in den neueren Volksbrauch hinein beibringen kann. Sie erscheint öfters in Parallele mit dem Gedanken der Wiedergeburt aus dem Wasser, der aus nichtjüdischer Herstellungswelt auch in das Christentum Eingang gefunden hat ('nini quis renatus fuerit ex aqua et e spiritu . . .'). Diese Stelle liegt übrigens dem Bericht Gregors von Tours über die Taufe des Ingomar zugrunde („das Band der Wiedergeburt"), die Eckhardt zitiert (S. 61). Er hält es daher für zu gewagt, hier das Wort „Wiedergeburt" auf Wiederverkörperungsvorstellungen zu deuten. Möglicherweise gehen aber germanische Wasserweihe und christlicher (Tauf-) Brauch beide auf den Gedanken der Wiedergeburt aus dem Wasser zurück. Denn die Wasserbegießung gehört auch zu den Initiationsriten, die sich lange im Volksbrauch erhalten haben.

Diese Einwendungen, die sich nur auf irrtümliche und unnötige Nebenwege beziehen, sollen den Kern des Buches nicht berühren. Es ist eine äußerst wertvolle, überzeugende und innere Anteilnahme weckende Arbeit, was den Grundgedanken angeht; und insofern werden sich alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete darauf stützen und sich damit auseinandersetzen müssen. Plaßmann.

Kuhfahl, **Die alten Steinkreuze in Sachsen.** Dresden 1928. Verlag des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. 6 RM. — *Kuhfahl*, **Nachtrag zum Heimatschutzbuch von 1928.** Dresden 1936. 1,50 RM.

Wir haben in „Germanien" schon mehrfach auf das wichtige Werk von Kuhfahl über die Steinkreuze in Sachsen hingewiesen, zu dem inzwischen Nachträge erschienen sind, die gesondert bezogen werden können. Das Buch von Kuhfahl mit dem Nachtrage enthält ein vollständiges Verzeichnis der Steinkreuze Sachsens und bringt zahlreiche ausgezeichnete Abbildungen. Es ist das Grundwerk der Steinkreuzforschung überhaupt, und da es die gesamte Literatur über die Steinkreuzfrage berücksichtigt, auch für denjenigen unentbehrlich, der sich mit der Steinkreuzforschung einer anderen Landschaft beschäftigt. Der Preis des Werkes ist in Anbetracht der guten Ausstattung als niedrig zu bezeichnen. Wir machen alle Heimatforscher noch einmal auf dieses wichtige Werk aufmerksam, das wir wärmstens empfehlen können. O. Huth.

Vestische Zeitschrift. Zeitschrift der Vereine für Orts- und Heimatkunde im Veste Recklinghausen. 45. Band, 1938. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pennings.

Wir weisen auf den Band hin, weil er im ganzen vorbildlich für die Heimatforschung ist. Ein dem Zweck angemessenes wissenschaftliches Niveau ist nirgends unterschritten. Es kommen zur Sprache: Vorgeschichte, Rechtsgeschichte, Kriegsgeschichte, Sippenkunde. Es ist heute fast vergessen, daß die Arbeit der Heimatforschung nicht nur für die Sippenkunde von größter Bedeutung sein kann, weil sie die Möglichkeit zu Materialveröffentlichungen bietet, wovon wir uns übrigens auch hier noch mehr wünschten. Allerdings gehört dazu eine engere Fühlung mit der — wenn man so sagen darf — zusammenfassenden Forschung, denn beide stehen vor vielen Fragen, die sie nicht allein lösen können; daran fehlt es häufig, und das sei hier ausdrücklich vermerkt. Hans Bauer.

Giuseppe Cappelletti, **Die Orts- und Flurnamen der Dreizehn Gemeinden.** (Deutsches Ahnenerbe. Zweite Abt. Elfter Bd.) 1938.

Der Verfasser entstammt dem Teil der Dreizehn Gemeinden, der noch zimbrisch spricht, ist

Professor in Verona und eigentlich Mathematiker. Er schrieb sein Werk italienisch, Prof. Jos. Steinmayer, München, übersetzte es tadellos ins Deutsche. Es ist eigenartig, daß es vorwiegend, ja fast ausschließlich Geistliche sind, die sich mit der Erforschung der zimbrischen Sprachreste befaßten und befassen. So hat Cappelletti einen beachtlichen Rivalen in dem emeritierten Pfarrer Mercante, der 1937 ein Vokabular mit einer kurzen Grammatik herausbrachte und ihn damit zwingt, sein schon im Druck befindliches zimbrisches Lexikon nochmals zu revidieren.

Cappellettis Arbeit über die Orts- und Flurnamen der Dreizehn Gemeinden umfaßt zwar nicht den gesamten Namensschatz und läßt vor allem die bei uns übliche breite Unterbauung mit archivalischen Belegen vermissen, weshalb auf eine Deutung meist verzichtet wird — doch das sei kein Tadel. Cappelletti gibt uns nämlich dafür das, was vor allem nur ihm selbst als Eingeborenen bekannt ist: die kurze, genaue Beschreibung der einzelnen Örtlichkeiten und ebenso prägnante geschichtliche Hinweise dazu. Und vor allem die Aussprache im Zimbrischen. Die gewählte Lautschrift wird durch die in Kleindruck hochgesetzten Vokale der unbetonten Silben etwas unübersichtlich, sie gibt aber die Eigentümlichkeiten jener Restsprache gut wieder.

So liegt vor allem erstmalig umfassend aus dem Quell des lebenden Volkes geschöpftes Material vor uns, das den Germanenkundler in vielen Hinsichten reizen muß, es durch eigene Arbeit noch weiter auszuwerten. Wir hoffen, daß jene südlichste Insel germanischen Wesens auf italienischem Boden, die noch sprachliche Selbständigkeit bewahrte, nicht dem endgültigen Untergang geweiht ist, solange Gelehrte, die ihr entstammen, sich um die Erhaltung und Erforschung des Zimbrischen mit so viel Liebe bemühen.

Schweizer.

Karl Weinhold, **„Altnordisches Leben".** Bearbeitet und neu herausgegeben von Georg Siefert. Kröners Taschenausgabe Band 135.

Eine erneute Herausgabe des unentbehrlichen, aber längst vergriffenen Werkes des letzten Schülers der Brüder Grimm war dringend nötig. Sieferts Neuausgabe ist durch eine ausführliche Darstellung dieses stillen und erfüllten Gelehrtenlebens bereichert. Die Stoffeinteilung ist durch eine stärkere Gliederung des Inhaltes übersichtlicher geworden, das Namen- und Sachregister wurde etwas erweitert, und ein kurzer, dem Laien sicherlich willkommener Nachweis über neueres Schrifttum zu den einzelnen Sachgebieten regt zu weiteren Studien an. —

Der Bearbeiter wollte und mußte „pietätvoll" mit dem Text verfahren. Daß er die Abschnitte „Vorgermanische Zeit" und „Schrift" ganz fortließ, war berechtigt, denn unsere Vorgeschichtswissenschaft und Runenkunde ist weit über den Stand von 1855 fortgeschritten. Daß er Weinholds eigenwilligen Stil stellenweise änderte, mag hingehn, obwohl unserer Sprache damit kaum ein Dienst erwiesen ist. Unangenehm aber und wirklich unzweckmäßig erscheint uns, daß W.s Stellennachweise fortgelassen sind. Man soll die Ausmerzung von Fußnoten in populär gehaltenen wissenschaftlichen Schriften nicht zur Mode machen. Daß sie die Lesbarkeit erschweren, ist eine Fabel. Ein wissenschaftliches Buch ist kein Roman. Die Belegstellen eines aus vielen Einzelbeobachtungen zusammengesetzten kulturgeschichtlichen Gesamtbildes zu entfernen und damit die Nachprüfbarkeit der Angaben im einzelnen unendlich zu erschweren, heißt auf die Worte des Meisters schwören, also das, was Weinhold wie jeder verantwortungsbewußte Gelehrte gerade nicht erreichen will. Kritische Leser — und deren gibt es heute nicht wenige — hätten gern den Mehrpreis für weitere 1—2 Bogen aufgebracht, hätten sie dafür den Text in seiner ursprünglichen Gestalt bekommen.

Auch durch die kleineren Streichungen im Text selber ist viel wertvolle Sammelarbeit und manche fruchtbare Anregung W.s verlorengegangen.

Weinholds Werk zu empfehlen ist überflüssig. Jeder, der sich mit frühgermanischer Kultur beschäftigt, braucht dieses Buch. Daher sei dem Herausgeber und dem Verlag gedankt.

Friedrich Müller.

Heinrich Winter, **Das Sonnenjahr, Das Brauchtum des Jahres Abbild alten deutschen Volksglaubens.** Schriften der Volks- und Heimatforschung, 1. Band. Verlag Volk und Scholle, Darmstadt 1937. Geb. 1,40 RM.

Das hübsch ausgestattete Bändchen bringt eine kurze Schilderung der wichtigsten Bräuche des Jahreslaufes, wie sie sich heute noch im Gau Hessen-Nassau erhalten haben. Die Darstellung wird durch ausgezeichnete Photos ergänzt, die manches für die Sinnbildforschung wichtige enthalten, wie zum Beispiel die Affolterbacher Brunnenstöcke mit ihren altertümlichen Heilszeichen.

O. Huth.

Zeitschriftenschau

Die Kunde, 7. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1939. Wilhelm Peßler, **Die Erforschung von Hof und Gehöft in Niedersachsen.** Peßler gibt einen Überblick über die Gehöftforschung in Niedersachsen. „Den Ausgangspunkt für den Volkskundler bildet zunächst die genaue Feststellung der Formen, sowohl jener der Gegenwart, wie jener der letzten und früheren Vergangenheit und jene der Urzeit. Sodann hat sich unmittelbar die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung anzuschließen, die mit der Erfassung der ältesten Form zu beginnen hat und stets die Entstehungszeit sowohl des Hofes wie seiner Einzelbauten berücksichtigen muß. Von hier aus können wir dann zu den geschichtlichen Ursachen hindurch dringen, um so die notwendige Begründung der reichen Formenwelt zu finden." Hierfür bietet, wie Peßler zeigt, Niedersachsen einen überreichen Stoff. / **Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 16. Jahrgang, 1938, Heft 2. Fritz Siebert, **Schicksalsglauben bei den Nordgermanen.** Der Verfasser bespricht eingehend die Belege für den Schicksalsglauben beim nordgermanischen Schrifttum. Voraus stellt er eine Betrachtung über den Quellenwert der Sagas und der Edda. Er hebt hervor, daß der von manchen behauptete „Gegensatz zwischen Edda und Sagas in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war, daß hier vielmehr eine Einheit vorliegt". Er stellt Belege aus den Isländer-Sagas zusammen, „die zeigen, daß die Mythen der Edda, daß die tragische Welt Walhalls in Alt-Island nicht fremd war". In der Geschichte vom Gisli dem Ächter heißt es bei der Bestattung Vesteins, des Freundes von Gisli: „Es ist eine alte Sitte, den Toten die Totenschuhe zu binden für ihren Weg nach Walhall; so will ich dem Vestein tun." Siebert schließt seine wichtige Untersuchung mit folgenden Sätzen: „Das läßt verstehen, warum der Germane den Mythus vom Untergang, den Mythus von Walhall erfand. Nicht eine sterbende Welt schuf diese gewaltigen Bilder, sondern eine Welt, die ergriffen die Notwendigkeit des tragischen Schicksals erlebte und empfand. Von dieser Welt führt unmittelbar der Weg zu den großen Charaktertragödien des Abendlandes, in denen nicht minder der Held triumphierend untergeht. Ohne den germanischen Hintergrund mit seinem Schicksalsglauben hätte das Abendland nicht diese Leistungen vollbringen können." / Karl Frölich, **Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens auf niederdeutschem Boden.** Nach einem Bericht über die Ergebnisse der neueren rechtsgeschichtlichen Forschung, in dem Frölich besonders auf die Arbeiten Herbert Meyers hinweist, gibt er eine Übersicht über die Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens in Niederdeutschland, die in reicherem Maße vorhanden sind, als man bisher vermutete. Er bringt ein reiches Material über Gerichtsplätze auf Grabhügeln und bei vorgeschichtlichen Steinen, über Königsstühle, Hochgerichtsstätten im ländlichen und städtischen Bereich, Dorfplätze und andere Stätten bäuerlicher Rechtspflege, Marktkreuze, Rolande und verwandte Zeichen, Richtplätze und Pranger; 17 Abbildungen sind dem Text beigefügt. / Maria König-Reis, **Bäuerliche Burschenschaften.** Diese Bonner Dissertation versucht einen Überblick zu geben über einige Ergebnisse neuerer Arbeiten von germanenkundlicher und volkskundlicher Seite, die den Burschenbünden und Jünglingsweihen gewidmet sind. / **Zeitschrift für Deutsche Philologie,** 63. Band, Heft 4, 1938. Hans Naumann, **Der König und die Seherin.** Naumann geht von der Frage aus: „Wie war sozialstrukturell die Rolle, die ... die Seherinnen im alten Germanien spielten?" Zunächst führt er die ganzen Belege für germanische Seherinnen an, ausgehend von den Berichten über Veleda. Er stellt fest: Veleda ist „die Verbündete des Bataverfürsten Civilis und wurde in gewisser Hinsicht ihm gleichgeachtet". Zum Turm der Veleda bemerkt er: „Man kennt wohl Türme des Numens aus der vergleichenden Religionswissenschaft, sie sind dann den Gläubigen Mittelpunkt oder Nabel der Welt. Neuerdings glaubt man (M. Ohlsen, S. Gutenbrunner), es handle sich hier um einen einfachen turmähnlichen Vierecktempel (kelt. celicnon, got. kelikn) römisch-rheinischer Art mit hochgelegenen Fenstern und Obergeschoß, ferner mit Bild oder Altar in der Mitte, vielleicht dem Wodan geweiht; auch habe die Seherin hier nicht gewohnt, sondern nur ihre Eingebungen hier empfangen."

Wie Veleda neben Civilis steht, so steht die jungfräuliche Seherin Ganna in enger Beziehung zu dem Semnonenkönig Masyos. „Die Beinamen all dieser Sibyllen Veleda, Albruna, Ganna, Waluburg, Gambara, enthielten dann (wenn die heute angenommenen Erklärungen dieser Namen zu Recht bestehen) jedesmal „den Hinweis auf ihren Beruf", wären gewissermaßen Amtsbezeichnungen, deren Menge, die sich durch das Nordische noch vermehrt, bezeichnend für die Bedeutung der Institution in Altgermanien wäre. Amtsbezeichnung und natürlich ebenfalls von „völr" (Stab) abzuleiten ist dann selbstverständlich auch das neben spákona gebräuchlichste altnordische Wort für Seherin „Völva". Die Stellung der Seherin neben dem König wird durch den nordgermanischen Mythos bestätigt, der von Odins, das heißt des Götterkönigs Verhältnis zu Seherinnen zu berichten weiß. Zum Schluß weist Naumann darauf hin, wie das germanische Königtum dem Altgriechischen nahe verwandt ist, ebenso eine ähnliche Stellung der Seherin in Altgriechenland sich beobachten läßt. Die delphische Seherin gleicht Veleda, freilich ist ihre Stellung geringer, „nur die einer Interpretin und Funktionärin des übermächtigen Gottes". Entsprechungen der germanischen Seherinnen und ihrer Stellung neben dem König lassen sich auch in Altrom nachweisen (Numa-Egeria, Tarquinius Priscus-Tanaquil). Egeria scheint von einer Seherin zu einer Göttin aufgestiegen zu sein. „Aber der ungemein starke Institutionswert, den das germanische Seherinnenwesen besitzt, fehlt doch hier auch, wie im Griechischen so im Römischen." — Ardiger. — R. von Kienle, **Das Auftreten keltischer und germanischer Gottheiten zwischen Oberrhein und Limes.** Nach gründlicher Untersuchung aller in Frage kommenden Inschriften kommt Kienle zu folgendem Ergebnis: „Die keltischen Religionsäußerungen der oberrheinischen Weihesteine zeigen eine klare Begrenztheit auf verschiedene Gebiete, in denen sie sich besonders stark äußern, während sie in anderen wesentlich dürftiger vertreten sind. Andere Landschaften dagegen zeigen eine ebenso deutliche Anhäufung von Weihungen an Jupiter Optimus Maximus, die nicht dem Heere entstammen und die sich zum Teil wenigstens in eine provinzielle Sonderform kleiden. Wir haben den Versuch gewagt, hinter ihnen germanische Religionsäußerungen zu sehen. Danach wäre also noch im 2. und 3. Jahrhundert n. Ztw. eine stärkere Sonderung zwischen germanisch besiedelten und nicht germanisch besiedelten Gebieten festzustellen. Die Gebiete keltischer Äußerungen fügen sich deutlich zu denen belgischer Stämme, wie der Mediomatriker und Treverer, nicht aber zu den rein gallischen Helvetiern, Sequaneren und Lingonen." Dieses Ergebnis fügt sich, wie Kienle weiterhin zeigt, ein in das geschichtliche Bild dieses Landstrichs am oberen Rhein. — F. Rud. Lehmann, **Die Religionsgeschichte des Paläolithikums und die Völkerkunde.** Der bekannte Religionswissenschaftler und Völkerkundler bringt in seinem Beitrag, dem ein Vortrag zugrunde liegt, den der Verfasser auf dem 2. internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie in Kopenhagen 1938 hielt, Bemerkungen über die religionswissenschaftliche Beurteilung vorgeschichtlicher Menschenbestattungen und Tierbestattungen, ferner der paläolithischen Kunsterzeugnisse. — Josef Wiesner, **Das altgriechische Totenhaus im Lichte frühgeschichtlicher Volkstumsprobleme.** Verfasser untersucht die Totenhausidee im alten Hellas und versucht eine völkische Zuweisung der Vorstellung, wie sie sich aus dem archäologischen Material Griechenlands für das Alter Europas gewinnen läßt. Seine Untersuchungen ergänzt er in dem Buch „Grab und Jenseits. Untersuchungen im ägäischen Raum zur Bronzezeit und frühen Eisenzeit" (1938). Eine Gräberkunde der historischen Zeit bereitet Wiesner vor. Ob sich das Ergebnis des Verfassers, daß die Totenhausidee nicht indogermanischer Herkunft sei, halten läßt, wird die wissenschaftliche Aussprache über seine als Materialsammlungen jedenfalls wichtigen Arbeiten zeigen müssen.

O. Huth.

Was in Jahrtausenden gewachsen ist, das muß man frei weiter wachsen lassen; wo man aber den deutschen Sittenbaum ins Treibhaus der Betriebsamen stellt, da bringt er zuerst wohl außerordentliche, noch nie dagewesene Früchte hervor, fast wie Apfelsinen so schön und gelb, aber deutsche Äpfel des Lebens sind's keine, und nachher stirbt er ab.

E. Weiß

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12 300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien
Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens
1939 Mai Heft 5

Lob des germanischen Schwertes

Von Horst Ohlhaver

Der Mönch Theophilus war ein welterfahrener Mann seiner Zeit. Er schuf in seiner Schedula diversarum artium eine Darstellung und Anleitung des Kunsthandwerkes, die uns einen großartigen Einblick in die Technik des 10. Jahrhunderts gibt. Und wenn er in diesem Werk erklärt, die Arbeit in Eisen sei eine Besonderheit Deutschlands[1], so stellt sich dieses Lob als heimische Äußerung sehr gut neben die Berichte aus fernen Landen über die germanische Eisen- und Schwertschmiedekunst des ausgehenden Altertums.

Die Franken und Wikinger sind vornehmlich in aller Munde. Seit dem Fall der Römerherrschaft standen den nieder- und mittelrheinischen Germanen die reichen Erzvorkommen der Gebiete unumschränkt zur Verfügung. Und waren in früherer Zeit — soweit uns heute Kenntnisse über die wenig erforschten Dinge zur Verfügung stehen — Kelten und Römer die Herren des Eisens im Westen und Süden der deutschen Lande gewesen, so gingen alle diese Industrien in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends, selbst die oberitalischen, in die Hände der Germanen über. Dagegen scheint sich die Bedeutung der einzelnen Vorkommen auch in den Zeiten geändert zu haben. Pfalz und Donaumoos sind Kerngebiete keltischer Eisenarbeit, von denen das Sumpferz im Donaumoos nach dem Verlöschen keltischer Macht auch vollkommen seinen Wert in der damaligen Industrie verloren hat. Die Römer setzten sich in erster Linie in der Pfalz und im Noricum, etwa der heutigen Steiermark, mit ihren Fabriken fest. Später wurden im Rheingebiet und Westfalen den Franken die wesentlichsten Eisenverarbeitungsstätten. Hier entstanden in großen Mengen die kostbaren Klingen, die einen wesentlichen Ausfuhrartikel des fränkischen Reiches darstellten. Abnehmer waren die Wikinger des Nordens, die dann in eigenen Waffenschmieden den Klingen Griff, Knauf und Parierstange, dazu die Scheide gaben. Sie waren die eigentlichen Waffenhändler der damaligen Zeit. Mit ihren Zügen gelangte das ursprünglich zum größten Teil fränkische Gut weit nach Osten in ostdeutsche, polnische und russische Lande, wie nach dem Orient[2]. Wo aber fränkische und wikingische Schwerter in die Hände fremder Völker kamen, riefen sie Lob und höchste Bewunderung hervor.